

Postverlagsort München Ausgabe
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter

Auf tödlicher Fährte - Raketen hetzen Fernbomber

(Siehe Seite 2/3)

Nr. 21 | 1957 • 1. Oktoberheft

40 Pfg.





Unser Redaktionsmitglied
erlebte in Farnborough:

FLUGABWEHR

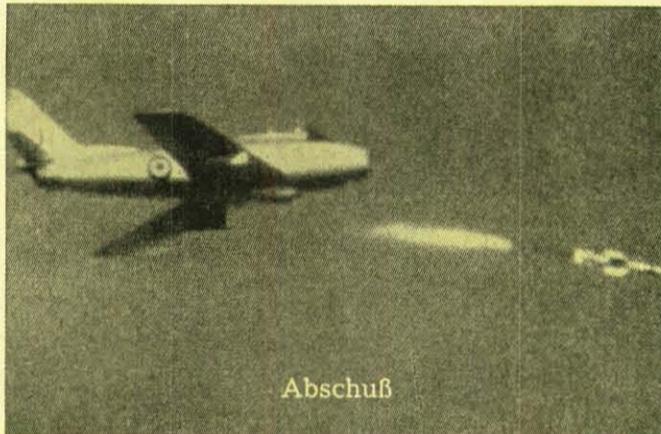
Die diesjährige Flugzeug- und Raketenschau in Farnborough bei London, über die wir in unserer vorigen Ausgabe bereits in einer großen Übersicht berichteten, stand im Zeichen der modernsten Flugabwehrwaffe, der Rakete. Unsere heutige Reportage geht auf diese Lenkwaffen und ihre Wirkung ein. Die Bilder sollen den gegenwärtigen Stand der Luftverteidigung des Westens veranschaulichen und mögen zu der beruhigenden Feststellung Anlaß geben, daß die Abwehr mit der Entwicklung der Angriffswaffen Schritt zu halten vermag.

Das hielt kein Ohr aus, als der Raketentreibmotor, mit 85prozentigem Wasserstoffsuperoxid getrieben, zur Pressevorführung in Aktion gesetzt wurde. Die Bildreporter hatten aus diesem technisch zwar wichtigen, aber akustisch nicht sehr harmonischen Anlaß von der vorsorglichen Leitung der de-Havilland-Werke dick gepolsterte Ohrenschützer bekommen, damit sie auch dicht beim Prüfstand den Raketentreibsatz fotografieren konnten.

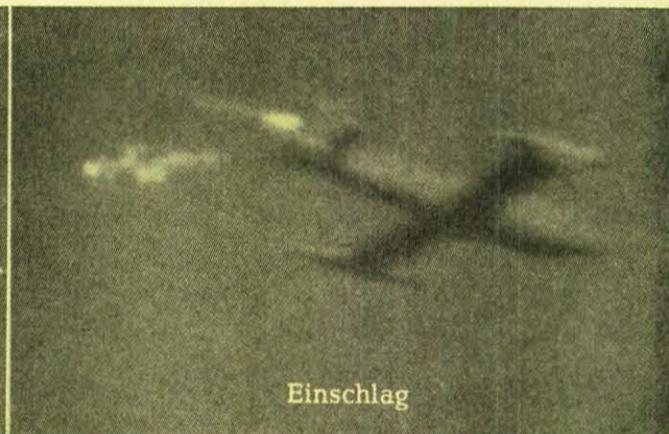
Ein gebändigtes Gespenst ist dieser neueste englische Raketentreibsatz, der auch die Bezeichnung „Gespenst“ erhielt. Mit ihm ausgerüstet, holte sich in Farnborough der Allwetterjäger SR 53 den Ruhm des ersten mit Raketenkraft betriebenen, bemannten Flugzeuges. Der Schub, den das „Gespenst“ erzeugt, bleibt stets unter der Kontrolle des Piloten und kann — wie die Leistung eines jeden Motors — verschieden stark eingestellt werden.

Vollautomatische Volltreffer

Unsere nebenstehende Bildreihe enthält von links nach rechts die tödlichen Episoden eines Dramas der Unentrinnbarkeit: Ein Sabrejäger schießt eine Firestreakrakete auf die Bahn der Infrarotstrahlen, die das Triebwerk des feindlichen Flugzeuges aussendet. Das nächste Bild zeigt bereits die Firestreak auf ihrem Ziel. Die drei weiteren Bilder auf der rechten Seite veranschaulichen die Volltrefferpräzision der Rakete Fireflash in den Phasen: Annäherung, Explosion und Vernichtung der gegnerischen Maschine. Die Fireflash besitzt ein auf Radarimpulse reagierendes Zielsuchgerät. Sie gehört heute bereits zur normalen Bestückung der britischen Bomber und Jäger.



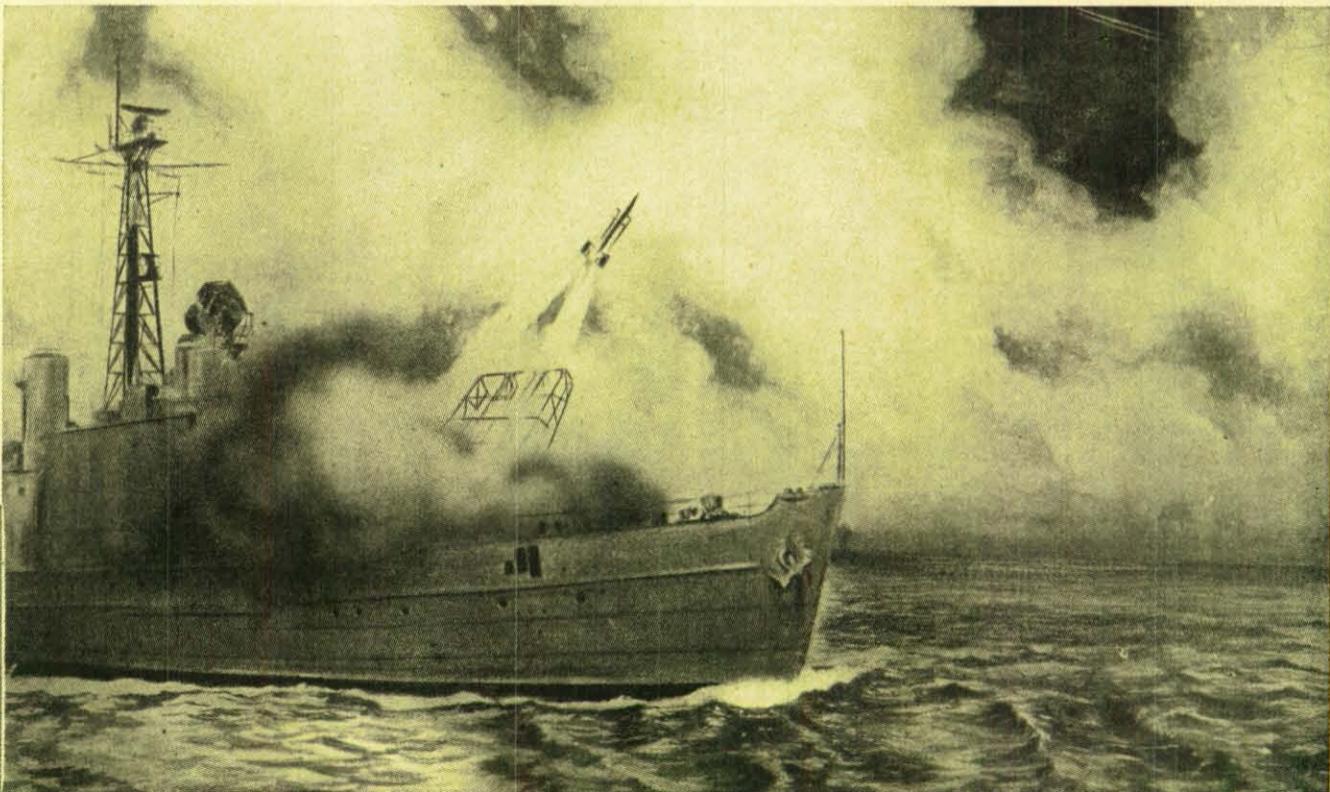
Abschuß



Einschlag

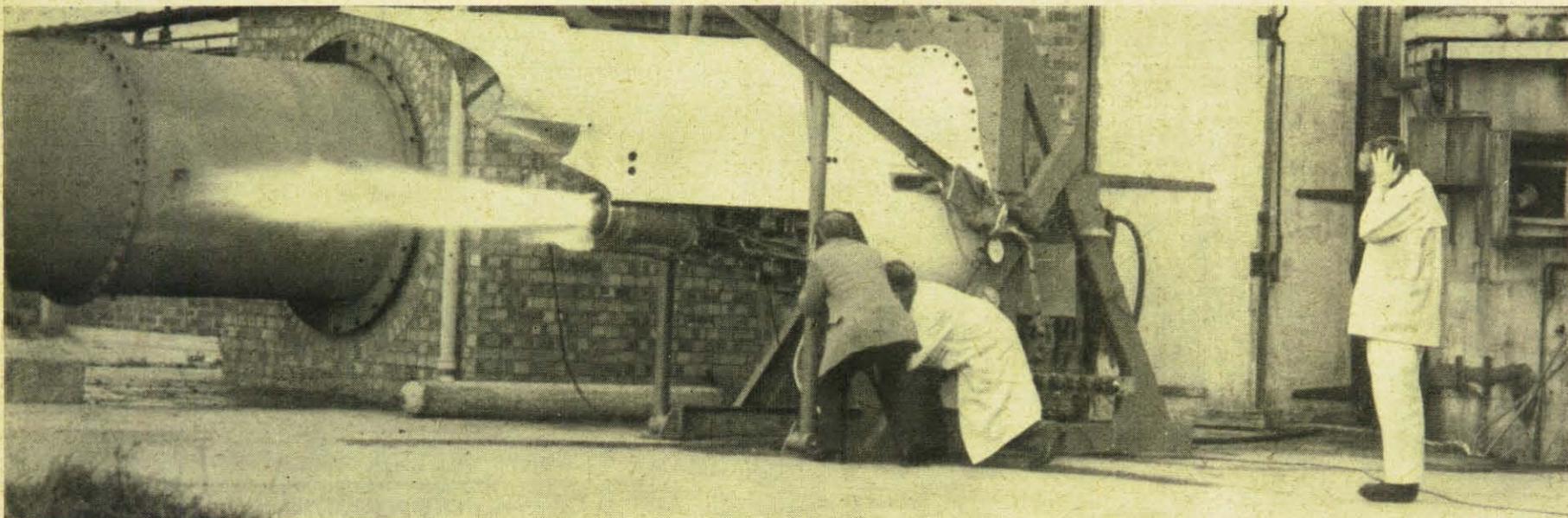
Lenkwaffe statt Schiffsgechütz. Die Abschubrampe der Lenkwaffe Seaslug von Armstrong-Whitworth kann blitzschnell vom Zwischendeck auf Oberdeck hinaufgefahren werden. Schon auf große Entfernungen spricht der Detektor im Kopf dieser gefährlichen Waffe auf das Radarecho des Zielflugzeuges an. Die Seaslug ist bei der britischen Marine im Einsatz zur Abwehr von Fernbomben.

Die Raketen werden abgeschüttelt. Jetzt hat die Seaslug eine Höhe und eine Geschwindigkeit erreicht, die es ihr möglich machen, mit der eigenen Kraft ihres gewaltigen Triebwerkes auf direkten Angriffskurs zu gehen. Die vier Startraketen haben ihre Schuldigkeit getan. Sie werden vom eigentlichen Körper der Lenkwaffe abgeschüttelt und fallen, ausgebrannt und sich langsam auflösend, ins Meer, während die Seaslug ihre Verderben bringende Ladung so dicht an den Gegner heranträgt, wie es durch Jagdflieger in solchen Höhen und in so kurzer Zeit niemals möglich wäre.

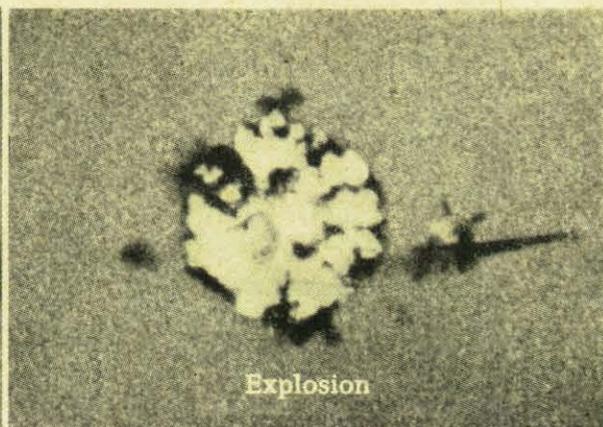


WEHR MIT HILFE VON RAKETEN

(Schaubild der Ausstöße eines Skorpion-Raketenmotors)



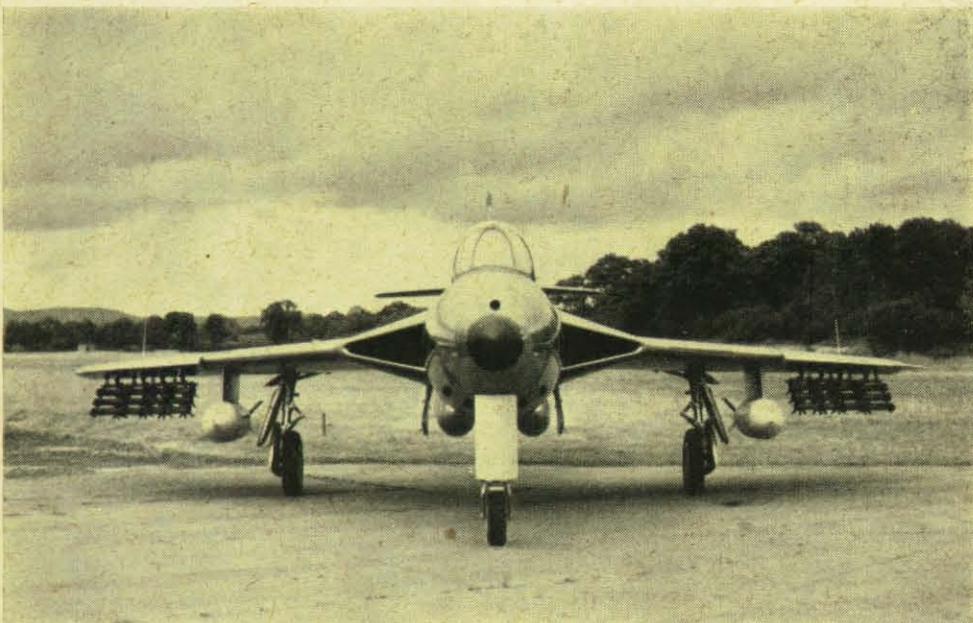
Anflug



Explosion

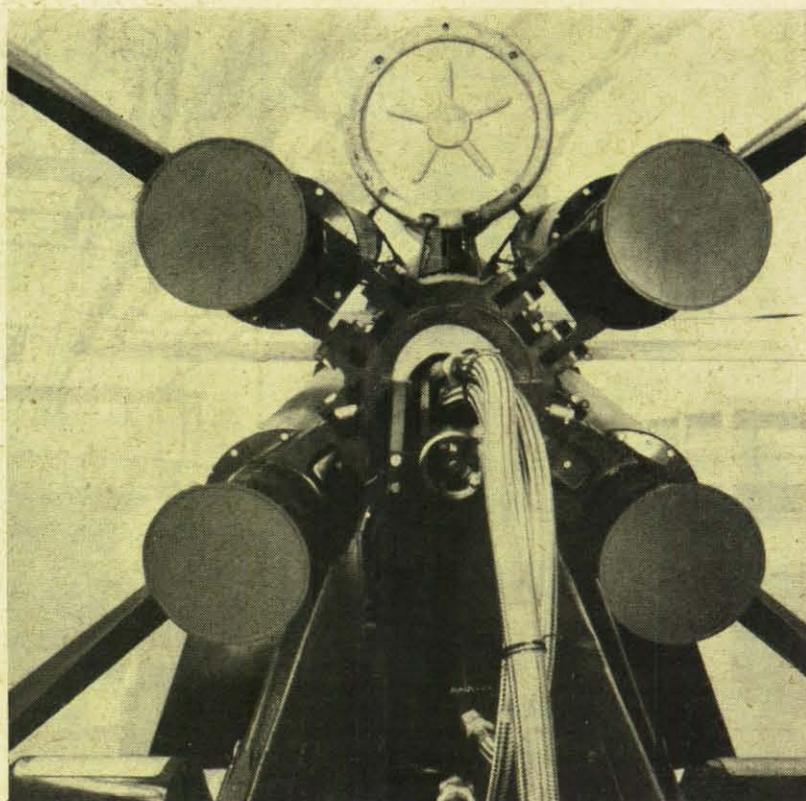


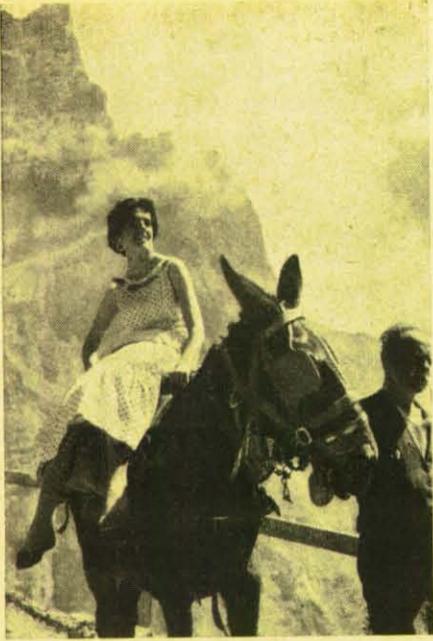
Vernichtung



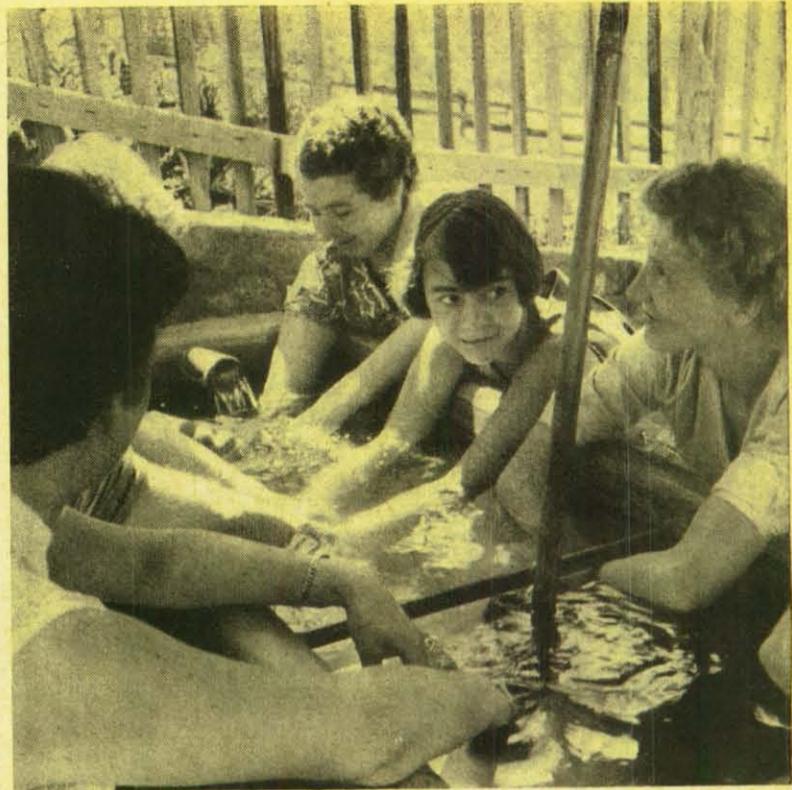
Start mit 36 Raketen. Dieser mit zwei Triebwerken ausgestattete Düsenjäger vom Typ Hawker-Hunter F 6 begibt sich mit der bisher stärksten Bestückung von 36 Raketen der verschiedensten Kaliber auf Feindflug. Die britische Admiralität setzt solche raketenbewehrte Maschinen auch gegen U-Boote ein.

Auf die Bomberspur gehetzt wird die Lenkwaffe „Bluthund“, das Flugabwehrprojektil Nr. 1, das Englands Himmel feindfrei halten soll. Schon seine Rückansicht flößt Achtung ein. Die vier am Leib der Waffe montierten Raketen geben dem „Bluthund“ Startschub und Anfangsgeschwindigkeit.





Wildromantisch ist die Umgebung von Leukerbad. Bereits im 18. Jahrhundert wurde der waghalsige Pfad in die Felswand der Gemmi eingehauen. Ein Ausflug zu Fuß oder mit dem Maultier ist immer eine sehr lohnende Sache.



Für geplagte Hausfrauen und andere Arbeiter der Faust ist dieses warme Bad gedacht, denn was den Beinen recht ist, ist den Armen billig! Die Temperatur des Wassers ist hier höher als in den anderen Bädern und liegt bei etwa 45 Grad C.



Schwindelfrei muß man sein, wenn man diesen Weg gehen will. Über acht Leitern führt er eine fast senkrechte Felswand empor und ist die einzige Verbindung von Leukerbad nach dem kleinen Dorf Albini in den Bergen.

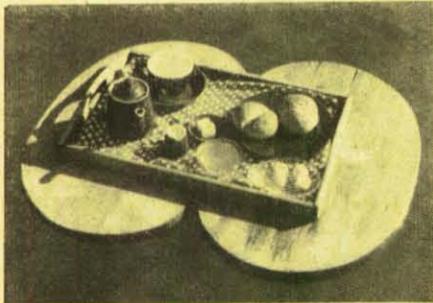


Das bekannte Fuß-Thermalbad wurde speziell für den Wanderer und Bergsteiger geschaffen. Für nur fünfzig Rappen (etwa fünfzig Pfennige) kann hier jeder seine Beine ins heiße Wasser hängen. Schon nach kurzer Zeit verspürt man wohlthuende Entspannung der Muskeln.



Nicht als Tische sind diese pilzförmigen Gebilde aus Holzfuß und Steinplatte gedacht. Man findet sie häufig in der näheren und weiteren Umgebung von Leukerbad, und sie haben einen ganz besonderen Zweck: Sie schützen Vorratsschuppen der Bauern vor Ratten und Mäusen.

Das Essen kommt im höchsten Thermalbad der Schweiz angeschwommen

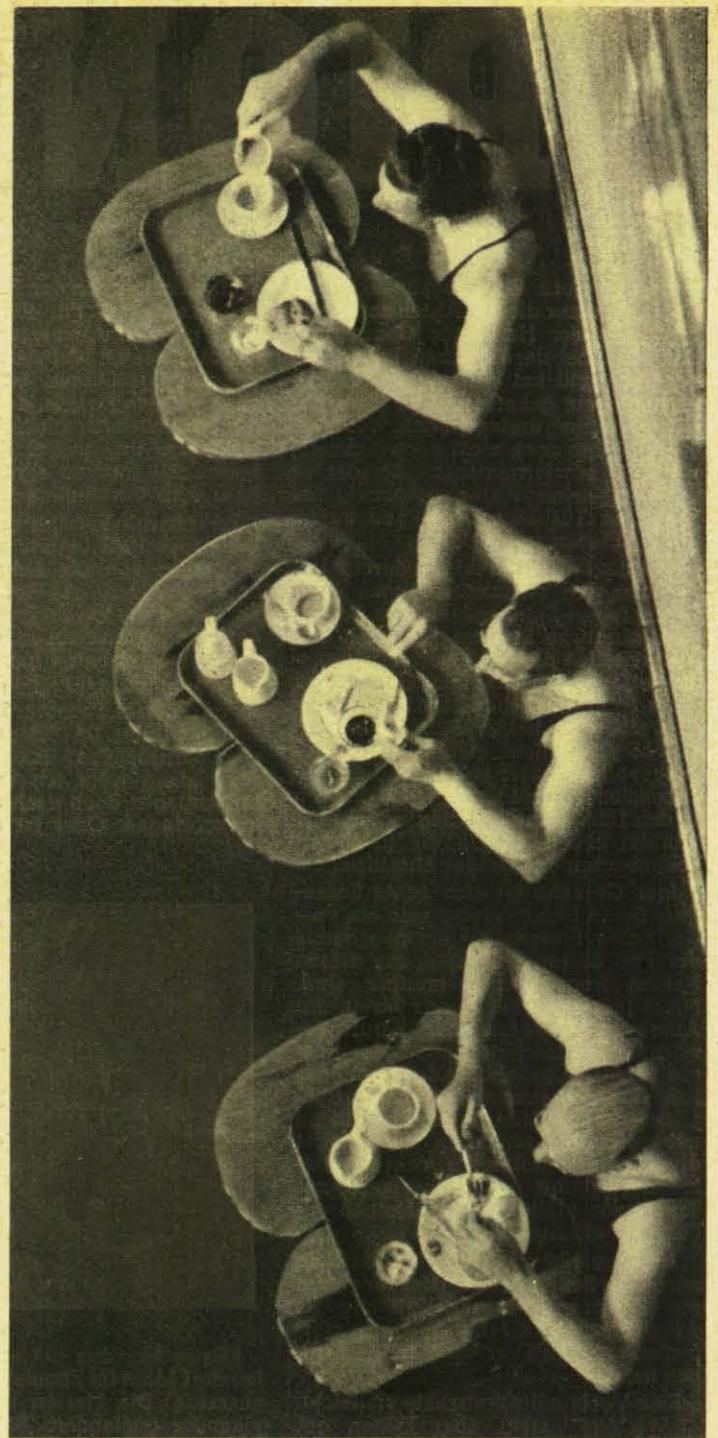


Nicht verhungern wollen die Badegäste von Leukerbad, da die Bäder von langer Dauer sind. Deshalb wird von alters her das Essen auf kleinen Holzplatten im Bade serviert, und man kann dann beliebig damit umherziehen.

Auf halbem Wege zwischen Brig und Sierre mündet von Norden das wildromantische Datal in die Rhône-Ebene ein. Folgt man diesem Tale, so gelangt man an seinem oberen Ende in das Bergdorf Leukerbad. Leukerbad besitzt die höchstgelegene und stärkste Thermalquelle der Alpen. Zwei Millionen Liter Wasser mit einer Temperatur von 51° C sprudeln hier täglich aus dem Boden. Der Ort ist im Osten, Norden und Westen von den steilen Felsabstürzen der Gemmi und des Torrenthorns eingeschlossen. Nur nach Süden öffnet sich das Tal. Das Klima ist für diese Höhenlage ungewöhnlich mild. Die Tatsache, daß das mittlere Wallis außerdem das niederschlagärmste Gebiet der Schweiz ist, macht Leukerbad zu einem geradezu idealen Erholungsort.

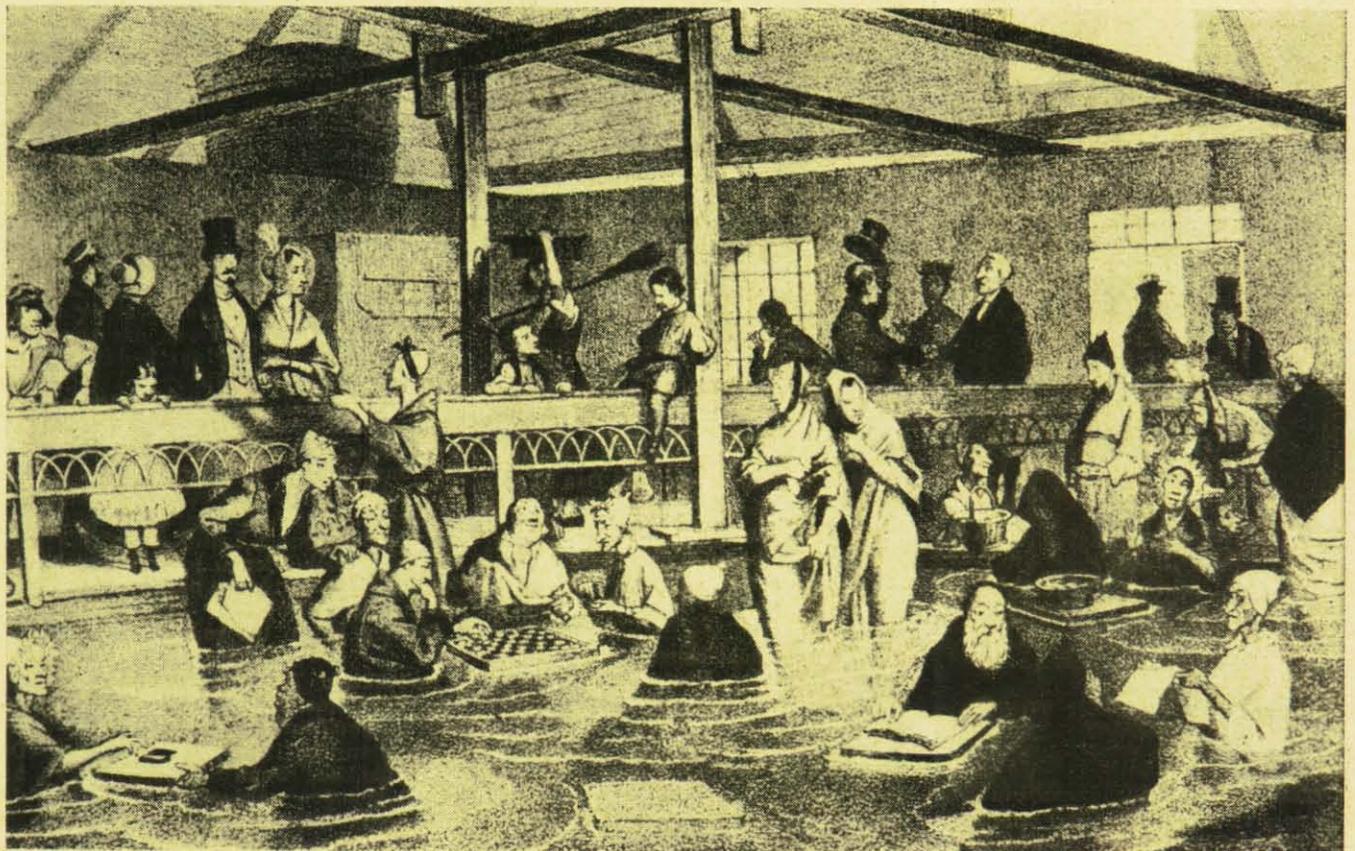


Idyllisch und abgelegen ist Leukerbad. Man kann es nur auf sehr umständlichem Wege erreichen. Das hat zur Folge, daß der zauberhafte Ort in keiner Weise überlaufen ist.



Es schmeckt doppelt gut im warmen Naß, abgesehen von der großen Heilwirkung dieses Wassers. Mit einer Temperatur von 51° C strömt es aus dem Boden, und man läßt es dann bis auf 35° abkühlen. Besonders gute Heilerfolge erzielte man in diesen Bädern bei Rheuma und neuerdings bei der Nachbehandlung von Folgen der so gefürchteten Kinderlähmung.

Frühstück im Wasser! Das ist eine besondere Attraktion in Leukerbad. Nicht nur für Kranke und Genesende sind die Thermalbäder von guter Wirkung. Auch für den Gesunden sind sie nach einer Bergtour oder einer Skiwanderung eine Wohltat. Der Ort besitzt sechs Schwimmbäder und außerdem noch einige kleinere Badeeinrichtungen.



Historisch ist der Brauch des schwimmenden Essens. Die badebegeisterten Römer hatten Leukerbad bereits entdeckt, wie man aus alten Gräberfunden nachweisen kann. Nach dem Niedergang des Römischen Imperiums wurden die Quellen vernachlässigt, da keiner etwas damit anzufangen wußte. Erst aus dem 11. Jahrhundert liegen wieder Urkunden über ihre Benutzung vor. Schon auf Holzschnitten und Stichen aus dem 16. und 17. Jahrhundert finden wir die schwimmenden Tablettis, auf denen das Essen serviert wird. Aber man unterhielt sich auch noch auf andere Weise während des Bades. Man spielte Schach, studierte, las oder schrieb Briefe in dem angenehmen, nassen Element.

SPIONE der künstli

Da ist doch eines schönen Tages mit einer dicken Aktenmappe ein gewisser Herr Igor Gozenko in den USA bei der örtlichen Polizei erschienen und hat um seinen persönlichen Schutz gebeten. Die Polizei hat es bis dahin dreingeblickt, denn es ist bis ratlos noch nicht vorgekommen, daß ein sowjetrussischer Botschaftssekretär seine Akten einpackt, um diese Tür hinter sich von außen zuzuschließen.

Als man aber die Akten durchsieht, als man mit entsetzten Augen liest, welch feines Spionagenetz sich bereits über sämtliche Staaten, Behörden und Dienststellen der USA unsichtbar ausbreitet, wird der Herr Igor Gozenko zu einer recht peinlichen Sensation. Plötzlich sind die lieben Bundesgenossen aus Moskau nicht mehr die aufopferungsvollen Alliierten, sie sind die gerissensten Agenten, die jeden Besuch in den USA schon in Kriegszeiten ausgegüzt haben, um in die geheimen Laboratorien des Landes einzudringen.

Igor Gozenko ist eine echte Sensation. Seine Namenslisten sind ein vortreffliches Fressen für die Spürhunde der FBI. Sofern die Leute, die diesen Namen tragen, noch greifbar sind. Nicht jeder, der auf diesen Listen mit Anschrift, Vornamen und Beruf verzeichnet ist, mag ein Spitzel der Russen sein. Das geheime Adreßbuch, das Igor Gozenko aus der Botschaft mitgenommen hat, läßt oft Freund und Feind nebeneinander rangieren. Man findet diverse Handelsattachés recht zweifelhafter Herkunft neben Physikern, mit denen man vielleicht Beziehungen anknüpfen möchte.

Aber es gibt in dem Adreßbüchlein noch eine Sondersparte. Hier rangieren die Personen, die man ständig im Auge behalten möchte, die gewissermaßen auf Abruf zur Verfügung zu stehen haben.

Eine Vordringlichkeitsliste vielleicht. „Wichtig!“ steht über diesen gut hundert Namen.

Soweit sie in den USA leben, hat man diese Personen bereits auf Herz und Nieren geprüft. Damals, als Gozenko die Freiheit gewählt hat. Die Personen, die etwa in Europa leben, sind nicht beschattet worden. Man hat im Kriege noch keine Zeit dafür gefunden, und später ist die ganze Sache etwas in Vergessenheit geraten.

Schade eigentlich, denn unter der Nummer 45 rangiert dort der Name eines Mannes, der wahrscheinlich Engländer ist: „Fuchs, Klaus, 84 George Lane, Edinburgh, Schottland.“ Als man Edgar Hoover diese Eintragung vor-



Er verrät das Geheimnis! Atomspion Dr. Klaus Fuchs ist in Deutschland geboren.

legt, nickt der Boß der FBI grimmig und selbstzufrieden. Für ihn hat sich der Ring um den Atomspion geschlossen. Die Adresse im Notizbuch des Sowjetagenten aus Ottawa ist das I-Tüpfelchen auf den Beweis, daß dieser Leiter der britischen Atomforschungskommission nicht nur einmal Kommunist gewesen ist, sondern weiterhin mit den Russen in Verbindung steht.

In Harwell bereitet man sich Mitte Dezember 1949 bereits auf das Weihnachtstfest vor. Die Laboratorien sind noch voll besetzt. Gut eine Woche noch, und die Ferien brechen für Hunderte von Menschen an, die ein ganzes Jahr hart gearbeitet haben.

„Wenn es nicht allzu wichtig ist“, sagt an jenem Tage der Leiter der Forschungsstelle, Dr. Klaus Fuchs, zum eben eintretenden Mister William Skardon, „dann wäre ich Ihnen dankbar, Ihr Anliegen doch nach den Festtagen vorzubringen. Oder ist es sehr wichtig?“

Nur durch Zufall kam man dem Atom-Spion Dr. Klaus Fuchs, dem Leiter der britischen Atomforschungskommission, auf die Spur. Als sich in den Vereinigten Staaten ein russischer Agent unter den Schutz der Polizei stellte, fand man in seinem Notizbuch auch den Namen von Klaus Fuchs. Den spannenden Bericht von S. Engström über sein Schicksal blenden wir in unsere Serie „Der Mensch greift in Gottes Werkstatt“ ein.

Mister Skardon hat schon mehr als hundert Male im Zimmer des Dr. Fuchs gesessen. Die Herren haben oft miteinander geplaudert. Schließlich muß der Chef des Sicherheitswesens ja einen guten Kontakt mit dem Direktor halten.

„Ja, es ist ziemlich wichtig“, sagt Skardon nachlässig und setzt sich in einen Sessel.

„Na, dann schießen Sie los!“

„Was M15 ist, das wissen Sie doch, Doktor?“

„Na, Sie fragen ja komisch“, lächelt Fuchs, „schließlich muß ich ja den britischen Geheimdienst und seine Kennziffer im Kopf haben!“

Skardon hat sich eine Zigarette angezündet und ein paar Züge gemacht. Sein Plan steht genau fest, er wird bei Dr. Fuchs einen etwas ungewöhnlichen Weg des Verhörs gehen. Bei ungewöhnlichen Menschen hat sich das als recht erfolgreich erwiesen. Sein Plan ist es, mit der Tür ins Haus zu fallen, den Gegner von vorn direkt anzupacken.

„Ja, ich dachte es mir. Also dieser M15 behauptet, Sie — Herr Dr. Fuchs — gäben den Russen seit Jahren laufend Informationen über die geheimsten Atomforschungsergebnisse! Das ist es, weswegen ich gekommen bin.“

Dr. Fuchs ist aufgesprungen.

„Was erlauben sich die Herren? Aber im Ernst, Sie machen einen Witz nicht wahr! Ich nehme Ihnen das einfach nicht ab!“

Skardon raucht seine Zigarette völlig ruhig weiter. Nur seine eisgrauen Augen beobachten den aufgeregten Doktor haargenau.

„Sie wissen also von nichts? Kann ich mir gar nicht gut denken, Herr Doktor! Wir haben nämlich sehr genaue Unterlagen bekommen, verstehen Sie!“

Dr. Fuchs redet sich immer mehr in Wut:

„Ich verstehe nicht, wie irgend jemand auf diese Verdächtigung kommen kann! Ich kann wohl von Ihnen verlangen, daß Sie mir mit Details kommen, nicht wahr?“

„Das wollte ich eigentlich heute nicht tun“, sagte Skardon ebenso höflich wie nachlässig. „Ich finde, daß mein heutiger Besuch bereits genügt. Darf ich mich verabschieden? Also, auf bald, Dr. Fuchs!“

Ein höchst merkwürdiger Abschied, könnte man denken. Der Ankläger geht, ehe der Beschuldigte auch nur ein winziges Wort von Zugeständnis machte. Aber Skardon kennt diesen Dr. Fuchs recht gut. Der Leiter der Atomforschung weiß nun, daß man ihn verdächtigt.

Er weiß weiter, daß er keinen einzigen unbeobachteten Schritt mehr tun kann.

zieht seinen Mantel an. Die Festung Fuchs ist sturmreif, so meint er, ohne daß man einen einzigen scharfen Schuß abgefeuert hat.

„Sie wollten mich sprechen?“ sagt Skardon freundlich, als Dr. Fuchs ihn in seinem Privatbüro empfängt. Mit einem einzigen Blick erkennt der erfahrene Detektiv, daß jetzt nach fünf Wochen ein ganz anderer Dr. Fuchs vor ihm steht, als damals vor dem Weihnachtstfest. Dieser Mann ist nicht mehr der selbstsichere große Mann eines großen Unternehmens. Er ist von der Einsamkeit zernagt, nervös geworden, fast hysterisch gemacht. Fünf lange Wochen hat man ihm äußerlich frei eine Chance gegeben: Nachzudenken nämlich über das, was geschehen ist und was noch geschehen kann. Jeder Schritt ist bewacht, jedes Wort notiert. Nur die Gedanken sind noch frei gewesen. Und sie haben Dr. phil. Klaus Fuchs zermürbt.

„Ja, ich wollte Sie sprechen! Ich muß einfach mit Ihnen sprechen! Ich glaube es ist soweit...“

„Erzählen Sie...“

„Was soll ich Ihnen erzählen? Was wissen Sie über mich? Alles vielleicht und doch wieder nichts! Ich habe geachtet, ich habe geschuftet, ich habe gearbeitet, ich habe mein ganzes Leben niemals eine Furcht verlassen. Ich bin Deutscher, Deutscher und Jude. Sie müssen verstehen, was das bedeutet. Ich bin Kommunist gewesen, mein Vater — ein lieber, etwas leichtsinniger Mensch — hat es gewußt. Ich mußte fürchten, daß er einmal darüber schwatzen würde. Heute lebt er in Ostdeutschland. Heute wird aus ihm werden? Ich habe die Nazis gehaßt, ich habe sie gehaßt, wie ich niemals später Menschen gehaßt habe. Ich wollte mich an ihnen rächen. Die Russen — so schien es mir — wollten eine neue Welt aufbauen...“

„Ich verstehe durchaus, was Sie sagen wollen“, mischt sich William Skardon in diese konfuse Aussage ein. „Aber warum erklären Sie Ihre Motive, ehe Sie klipp und klar bekannt haben was Sie taten?“

„Das werde ich niemals tun, Mister Skardon. Niemals!“

Im Büro des Dr. Fuchs herrscht Schweigen. Die Uhr an der Wand schlägt einmal.

„Das Beste wird sein“, schlägt Skardon vor, „wir gehen jetzt erst einmal essen. Meinen Sie nicht auch?“

Man isbt Truthahn, einen vom Fest übriggebliebenen vielleicht. Der Rotwein, den der Detektiv Skardon bestellt hat, läßt die Köpfe fast werden. Dr. Fuchs hat anfangs warm mit Heißhunger gegessen. Jetzt beginnt er von sich aus, die Unterhaltung aus dem Büro fortzusetzen:

„Ich kann mir denken, Sie meinen, die Russen wären an mich herangetreten. Sie wären es gewesen, die mich erpreßt, gezwungen und getreten hätten. Und ich muß Ihnen sagen, Mister Skardon, es ist genau umgekehrt gewesen. Ich bin nicht gezwungen worden. Ich bin zu ihnen gegangen, ich habe mich angeboten! Ganz einfach, weil ich mich dazu verpflichtet hielt! Ich war und bin ein Idealist, man kann mich niemals kaufen. Man hat mich nie belohnt. Ich hätte das dreckige Geld ins Wasser geworfen!“

„Aber Sie hätten, den England gastfrei als Flüchtling aufgenommen hat, hätten Sie, den man vor den Nazis geschützt hat, nicht einen Funken der Dankbarkeit spüren müssen? England hat Ihnen Asyl gegeben. Sie haben das dazu benützt, um es zu verraten!“

„Verraten, verraten! Ich habe kein Land verraten. Ich habe nur nach mei-

chen Sonne

Schicksale im Kampf um die
Geheimnisse der Atombombe

ner politischen Einstellung gehandelt. Ich konnte nicht anders handeln, verstehen Sie das nicht? Wenn beide Großmächte der Erde die Geheimnisse der Atombombe kennen, dann wird der Krieg am besten vermieden. Das war meine Überzeugung, nach ihr habe ich gehandelt. Ich stehe als getretener Mensch auf seiten der Getretenen, das ist es!"

„Erzählen Sie weiter, bitte!"

„Es ist da eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Aber hören Sie gut zu: Ich habe den Russen freiwillig alle Dinge verraten, die ich gewußt habe. Seit 1942 genau genommen. Ich habe ihnen alle Informationen geliefert, seit ich im Dezember 1943 nach den USA kam, um damals am sogenannten MANHATTAN-Projekt mitzuarbeiten. Sie kennen dieses Geheimwort, es bedeutet Bau der Atombombe. Es mag ein sogenanntes Staatsgeheimnis gewesen sein. Für mich nicht: ich bin kein Engländer, kein Amerikaner, kein Russe. Ich bin heimatlos."

„Und Sie haben nie Geld dafür bekommen?"

„Ein einziges Mal doch. Ich erinnere mich! Es mögen tausend Pfund gewesen sein. Tausend Pfund, es sind Auslagen gewesen für Reisen und sonstige Dinge. Kein Honorar, ich brauchte kein Geld!"

„Gewiß nicht, Sie wurden ja von England sehr gut bezahlt!"

Dieser versteckte Vorwurf wird von Dr. Klaus Fuchs überhört. Er spricht, als säße er ganz allein in dem Restaurant, als ginge es nicht darum, das erschütterndste Geständnis zu machen, das jemals ein Mensch machte.

„Und Sie haben niemals Gewissensbisse bekommen?" forschte Skardon weiter.

„Ach ja, ich habe sie bekommen. Ich habe Zweifel bekommen. Zweifel zunächst an den Russen. Ich bin ja nicht blind und taub. Ich habe mich informiert, ich bin vielleicht auch reifer geworden. Ich war damals immer noch Kommunist, aber kein Russe deswegen. Mir schien schließlich, daß die Methoden in Moskau falsch seien..."

Dr. Fuchs hat Messer und Gabel auf den Teller gelegt. Er hat seine Augen hinter den Händen versteckt. Man schweigt. Dann fährt er fort:

„Und später sind meine Zweifel noch schlimmer geworden. Ich habe erkannt, daß es gar nicht an den Russen liegt, wenn die Dinge falsch gelaufen sind. Sie müssen einfach so falsch, so absurd laufen und enden. Ich weiß es jetzt, aber das ist ja eigentlich schon ganz meine Privatsache. Die Tatsachen lassen sich damit nicht wegweisen, sie sollen auch nicht beschönigt werden: Die Sache ist falsch, Mister Skardon, das ist es!"

„Dann ist es das beste, wenn wir jetzt gehen. Sie werden verstehen, daß Sie nicht mehr ins Büro zurückkehren können. In den nächsten Tagen werden Sie offiziell vernommen, Dr. Fuchs! Aber ehe es soweit ist, ich meine, ehe Sie Ihre Aussagen dann vor Mister Percy Sillitoe machen, der den ganzen Komplex untersucht, müssen Sie sich darüber im klaren sein, was das englische Gesetz vorschreibt:

Hören Sie genau zu: Sie brauchen bei dieser kommenden Vernehmung kein Wort zu sagen. Keine Macht der Welt kann Sie nach englischem Recht dazu zwingen, etwas zu sagen, was Sie belastet. Man kann Sie nicht bedrohen, nicht durch Versprechungen dazu bringen. Sie allein haben es in der Hand, das zu sagen, was Sie für wahr und richtig halten!"

Dr. Klaus Fuchs sieht seinen Gesprächspartner betroffen an: „Sie geben mir Ratschläge wie ein Verteidiger?"



Auf der Potsdamer Konferenz reichen sich die „Großen Drei“ freundschaftlich die Hand (von links nach rechts): Winston Churchill, Harry S. Truman und Joseph Stalin. Hinter den Kulissen aber lief die gegenseitige Atom-Spionage schon auf vollen Touren.

„Ich bin nicht Ihr Verteidiger, ich werde es auch niemals sein. Auch ich bin nach Recht und Gesetz verpflichtet, Sie auf das aufmerksam zu machen, was Sie eben erfahren haben. Wir leben in England, Dr. Fuchs, und nicht in Rußland!"

Dr. Fuchs nickt fast geistesabwesend. „Ich verstehe Sie jetzt. Ich hatte das nicht erwartet. Mir wird vielleicht erst jetzt manches klar, Mister Skardon..."

Vier Tage später gibt Dr. Fuchs, bisher Leiter der englischen Atomforschung, seine bereits beim Mittagessen gemachten Geständnisse offiziell zu Protokoll. Selten hat der englische Geheimdienst einen Verdächtigen gehabt, der so offenerzig, ja fast erlöst, alle seine Geheimnisse preisgab.

„Als ich seinerzeit nach den USA ging, wußten meine Auftraggeber von dieser Reise. Sie teilten mir mit, daß sich eines Tages bei mir ein Mittelsmann melden würde, ihm hätte ich meine weiteren Informationen zu geben!"

„Und wie hieß dieser Mann?"

Dr. Fuchs zuckt die Achseln:

„Ich habe seinen Namen niemals erfahren! Das ist vielleicht auch nicht üblich."

„Schildern Sie doch diesen Mann einmal ganz genau nach Ihrer Erinnerung!"

„Ja, er mag etwa 45 bis 47 Jahre alt gewesen sein. Ziemlich groß, aber doch kräftig. Sein Gesicht muß eher rund als länglich gewesen sein!"

„Amerikaner?"

„Ja, auch wieder nein. Er sprach ein recht gutes Englisch. Aber auch wiederum nicht so gut, daß er seit seiner

Geburt dort gelebt hätte. Vielleicht Amerikaner in der ersten Generation, denke ich."

„Und was kann dieser Mann von Beruf gewesen sein?"

„Ein Atomfachmann ist er wohl nicht gewesen. Aber auch wiederum kein absoluter Laie in physikalischen Dingen. Vielleicht ein Techniker. Eher aber noch Chemiker. Im Atomwerk hat er auf keinen Fall gearbeitet!"

„Aber er muß sich doch irgendwie vorgestellt haben. Wie haben Sie ihn denn angedeutet?"

„Da muß ich weiter ausholen! Ich bekam eines Tages die Nachricht, daß der Mann, dem ich die Nachrichten zu geben hätte, für mich bereitstünde. Wir beiden kannten uns doch nicht! Da mußten absolut einwandfreie Kennzeichen verabredet werden. Ich sollte, so wurde mir angedeutet, am Treffpunkt einen alten Tennisball in der Hand tragen. Er dagegen, der unbekannte Agent, hatte ein Buch mit grünem Einband in der Hand."

Wir setzten uns in ein Restaurant, das ich vielleicht auf einer Karte wieder finde. Es war etwas mit SALOON. Und hier hat mir der Agent gesagt, wie ich ihn nennen sollte."

Nennen Sie mich bei unseren weiteren Zusammenkünften stets Raymond, sagte er. Ich hatte meinen richtigen Namen gesagt. So ist es damals gewesen."

Damals in Parkers SALOON hat es begonnen. An jenem Januarnachmittag 1944, als der kleine Aushilfskellner Karel Chwalkowski die zwei Biere auf den Tisch gestellt hat.

Raymond, der Mann mit dem grünen

Buch, hat die Tür im Auge gehabt, hat ein Dollarstück auf den Tisch gelegt und ungeduldig mit den Fingerspitzen auf den schmutzigen Tisch getippt.

„Wir müssen uns beeilen, Herr Doktor", sagt Raymond und nestelt nervös an seiner Krawatte. „Unsere Zeit ist kostbar. Bitte bedenken Sie, daß man uns nicht zusammen sehen darf. Also was haben Sie?"

Was hat Dr. Klaus Fuchs? Oh, er hat sehr vieles, was diesen Raymond interessiert. Zunächst einmal kann er dem unbekannten Mittelsmann berichten, daß er selbst bei den Versuchen mitwirkt, die bei der Kernspaltung freierwerdende Energie für neue Waffen nutzbar zu machen.

„Sie arbeiten am Manhattan Engineer District?" wirft Raymond ein. Seine Stimme ist plötzlich noch leiser, noch heiserer als bisher geworden. Fast hätte er eben das Glas Bier durch eine unvorsichtige Bewegung umgestoßen.

„Sie wußten es nicht?" wirft Dr. Fuchs überrascht ein. Jetzt hat sich dieser Raymond schon wieder ganz in der Gewalt: „Tut nichts zur Sache, Doktor, was ich weiß oder nicht weiß. Ich habe nur von Ihnen Informationen zu erhalten. Zu erhalten und natürlich weiterzugeben. Einen Augenblick bitte!"

Ein Fremder hat sich an den Tisch der beiden flüsternden Männer gesetzt. Hört er zu? Steckt hinter diesem Gesicht eines übernachtigen Arbeiters vielleicht ein Agent der Polizei?

„Zahlen!" ruft Raymond und tückt mit dem Dollar auf den Tisch.

Fortsetzung Seite 18



Ich war in

MEKKA

Copyright: Gebr. Weiß Verlag, Berlin-Schöneberg

Marcelle d'Arle, die bekannte Reiseschriftstellerin, schrieb aus eigenem Erleben diesen Bericht. Sie wußte, daß Tod und Verderben jede Christin erwartet, die in Mekka, die Heilige Stadt der Mohammedaner, einzudringen versucht. Sie wagte es dennoch

und erreichte ihr Ziel. Mit der Melaia, dem großen, schwarzen Umhangtuch der Ägypterinnen bekleidet, macht sie sich von Dschidda aus auf den Weg. Zweimal steigt sie in Taxen ein, die in Richtung Mekka fahren und erlebt gefährliche Abenteuer.

1. Fortsetzung

Dort haben viele Menschen zu ihm gefunden, manchmal für eine Stunde, manchmal für immer. Diese Stadt muß geheime Kräfte ausstrahlen, wenn sie seit Jahrtausenden Millionen Gläubige unwiderstehlich anzieht. Zu der ewigen Quelle dieser Kräfte möchte auch ich hin, denn sie ist göttlich und heilig auch für mich.

Ja, das ist es, glaube ich, denn es gibt viele verbotene Früchte auf dieser Erde, doch ich würde nicht mein Leben aufs Spiel setzen, um nach ihnen zu greifen.

Viele Autos fahren an mir vorüber und manche verlangsamen ihre Fahrt in meiner Nähe, als warteten sie nur auf meinen Wink, um stehen zu bleiben. Soll ich vielleicht versuchen... Mekka per Autostop zu erreichen?

Die Idee kann genial oder lächerlich sein, je nach dem Erfolg, aber auf jeden Fall ist sie neuartig. Ich werde Dschidda und Bab el Maki, wo es von Polizisten nur so wimmelt, weit hinter mir lassen und...; ich kann nicht weiter denken, denn schon bleibt ein Auto an meiner Seite stehen.

„Taxi, ila al Maki?“

„Naam“, ja.

Der Mann weist auf den Platz an seiner Seite und ich steige ein. Ist es Sitte, daß in einem Taxi die Fahrgäste neben dem Chauffeur sitzen? Aber ich will keine Fragen stellen, mein schlechtes Arabisch würde mich sofort verurteilen.

Das Auto setzt sich sofort durch die Sandwolken des Samums in Bewegung. Bald überkommt mich ein Gefühl der Freude und des Rausches, ich habe das erste Hindernis überwunden. Bab el Maki, wo es mehr Polizisten gibt als in einer Polizeistation. Jetzt, wenn Gott mir weiter hilft, werde ich in einer Stunde in Mekka sein.

Plötzlich aber beginnt der Chauffeur zu sprechen, ohne mich anzublicken.

Er spricht englisch.

Er sagt:

„Sie sind eine Christin.“

Durch das Brausen des Samums höre ich ein hartes und lautes Pochen, es ist mein Herz, das in meinen Schläfen hämmert.

„Keine Araberin würde allein auf der Straße nach Mekka gehen, mindestens ein kleiner Junge müßte sie begleiten, und keine hätte an meiner Seite Platz genommen. Sie sind also eine Europäerin und möchten nun gern in die Heilige Stadt geschmuggelt werden. Kennen Sie aber auch die Geschichte der Gräfin von d'Anduram, die einen Beduinen geheiratet hatte, um nach Mekka zu kommen? Alle Zei-

tungen haben damals darüber berichtet. In Mekka ist sie zwar nicht gewesen, schon über ihren Versuch, in die Stadt zu kommen, waren die Beduinen so empört, daß der Stamm sie beschuldigte, ihren Mann vergiftet zu haben. Wahrscheinlich hätte ihr der Henker nach Landessitte öffentlich auf der Straße den Kopf abgeschlagen, wenn nicht Frankreich rechtzeitig ein Kriegsschiff zu ihrer Befreiung nach Dschidda entsandt hätte. Aber viele andere Christen sind auf dem Weg nach Mekka gestorben.“

„Und doch sieht es so einfach aus“, sage ich, „man muß nur auf dieser Straße weitergehen...“

„Nach einigen Kilometern wird es richtig losgehen. Wir werden nicht 10 oder 20, sondern 100 Polizisten sehen, die in Abständen von einigen hundert Metern in ihren Schildhäuschen Wache halten. Jeder von ihnen hat das Recht und die Pflicht, die Autos anzuhalten und die Reisenden genau nach Name und Herkunft auszuforschen. Mekka ist mit einem undurchdringlichen Netz umgeben. Und Sie wollten durchschlüpfen, so wie Sie jetzt aussehen, mit ihrem europäischen Kleid und ihren Gummischuhen. Auch Ihre ägyptische Melaia fällt hier auf, die hiesigen Frauen tragen nur den Abey. Außerdem darf eine Araberin nicht allein im Taxi fahren.“

Aber das Auto gleitet indessen auf der spiegelblanken Straße immer weiter, und Mekka rückt immer näher. Vielleicht werde ich bald die ersten Häuser hinter den Wüstendünen erblicken.

„Wieviel ist Ihnen dieses Abenteuer, dieser Wahn wert?“ sagt endlich der Mann nach langem Schweigen.

Ich habe fast alles Geld, das ich überhaupt besitze, bei mir, ich gebe es ihm und dann noch zwei Ringe mit Perlen und Rubinen, die mir zwei Prinzessinnen in Kuwait geschenkt haben.

Nach einiger Zeit gibt er mir wieder alles zurück, zerfahren und ganz abwesend, wie mir scheint.

„Ich habe Durst“, sagte er rau und gequält; ich muß an einen Süchtigen denken, der nach seinem Gift verlangt. Und wirklich, in seinem feinen Gesicht mit den weichen, etwas dekadenten Zügen einer persischen Miniatur, brennen die Augen krankhaft, wie die eines „Haschasch“. Aber ich verspüre nicht den süßlichen und eigenartigen Geruch des Haschisch. Er riecht vielmehr keusch und zart nach Lavendel, wie ein Mädchen aus dem vorigen Jahrhundert. Überhaupt

scheint vieles an ihm widerspruchsvoll zu sein. Seine zarten Gelenke tragen zwei riesige behaarte Hände mit kralenartigen Fingern, die Hände eines Würgers.

„Sie können ruhig den Schleier abnehmen, Sie ersticken ja sonst bei dieser Hitze.“

Ich blickte auf meine Uhr, es ist Mittag, und ich bin um 7 Uhr früh von meinem Hotel weggegangen. Ich trug damals die Melaia auf meinem Arm, sie sollte einen Schal vortäuschen, denn niemand durfte mich im Hotel verschleiert sehen, eine sofortige Anzeige bei der Polizei wäre die Folge



Vor den Harembalkonen in Dschidda hocken die Diener des Hauses und sorgen als getreue Wächter dafür, daß niemand vor den Fenstern stehenbleibe. Geschnitzte, feindurchlöchernde Holzgitter schließen die Balkone von der Außenwelt hermetisch ab.

gewesen. Denn jeder fühlt sich hier verpflichtet, die Heilige Stadt vor Fremden zu schützen. In einem dunklen Haustor zog ich dann rasch die Melaia an und atme jetzt schon fast fünf Stunden im schwarzen Schatten meines doppelten Schleiers. Und vielleicht ist auch die Scheu der arabischen Frau über mich gekommen, denn es kostet mich eine gewisse Überwindung, mein Gesicht nackt zu zeigen. Aber die Hitze in der Wüste zwischen Dschidda und Mekka ist unerträglich.

Ich schlage den Schleier zurück.

„Gut“, sagte der Mann nach einer Weile, „wir werden es also versuchen, auch wenn es reiner Wahnsinn ist. Aber vorher müssen wir nach Dschidda zurück, ich werde Ihnen den Abey meiner Mutter borgen und ein knöchellanges Kleid. Dann werde ich auch einen kleinen Jungen suchen, der neben Ihnen im Auto sitzen wird. Vielleicht wird es uns dann gelingen, In-schallah.“

Zehn Minuten später bleiben wir auf einem einsamen, kleinen Platz stehen. Es ist ein Dorf mit wenigen Lehmhütten in der Nähe von Dschidda. Das Häuschen, in das wir eintreten, hat nur ein Fenster auf die Straße, ein Haremsfenster mit geschnitztem, feindurchlöcherter Holzgitter. Im Zimmer sehe ich nur einige Kisten und ein zerwühltes Feldbett, alles sieht so unordentlich und ungepflegt aus, als hätte überhaupt noch nie eine Frau diesen Raum betreten.

„Nehmen Sie Platz und entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin durstig.“ Der Mann verschwindet hinter einer niedrigen, engen Tür, die er hinter sich schließt.

Durch das vergitterte Haremsfenster kann ich auf die Straße sehen, ohne selbst gesehen zu werden: der kleine Platz liegt übrigens ganz verlassen da, gelb, trostlos und sonnenverbrannt, wie die Wüste, die das Dorf umgibt. Der Samum heult weiter und unser Auto bedeckt sich langsam mit einer grauen Sandschicht. Es ist ein großer, brauner Cadillac ohne die kleinste weiße Verzierung.

Aber in Saudisch-Arabien hat jedes Taxi weiße Kotflügel. Es ist dies eine ganz strenge Vorschrift.

Also ist der Cadillac kein Taxi und der Lenker kein Chauffeur, obwohl er in dieser elenden Hütte lebt. Ist aber dies wirklich sein Heim? Will er mich wirklich nach Mekka bringen? Soll ich ihm Glauben schenken, wenn das erste Wort, das er zu mir sprach (Taxi), schon eine Lüge war?

Eine starke Wolke von Lavendelduft... ich drehe mich um, der Mann ist wieder ins Zimmer gekommen. Er hat brennende und gequälte Augen, wie ein Aussätziger im ersten Stadium. Wenn er spricht, ist seine Stimme rau und krächzend, als wäre seine Kehle verwundet.

„Sie sind die erste Frau, die ich genauer sehe, seit ich in Saudisch-Arabien bin, seit drei Jahren. In Dschidda fahren die Europäerinnen nur im Auto aus, die Araberinnen aber sind verschleiert. Es gibt hier Männer, die sterben, ohne auch nur einmal das Gesicht einer Frau gesehen zu haben, außer das der Mutter. Hier herrscht eben das Gesetz des Korans und jeder Mann, der eine Frau haben will, muß sie heiraten, was aber viel Geld kostet. Denn er muß dem Vater des Mädchens eine Mitgift zahlen, die zwischen 300 und 1000 Pfund Sterling schwankt.“

„Aber wenn Ihnen der Cadillac gehört, werden Sie bestimmt auch 300 Pfund besitzen.“

„Das ist schon möglich, aber wissen Sie, was eine Ehe hier bedeutet? Bis zum Hochzeitstag würde ich nichts über das Mädchen wissen, nicht einmal, ob sie dick oder mager, groß oder klein, schön oder häßlich ist. Im allgemeinen sehen schon die Mutter oder die Schwester des Bräutigams die Braut, aber ich habe hier keine Familie und müßte ganz blind in die Ehe treten, wie man ein Lotterielos kauft.“

So hat mein Vater geheiratet und wurde sehr glücklich. Er hatte zehn Kinder und hat nie eine andere Frau gesucht. Ich gehöre aber einer anderen Generation und einer anderen



Das Kind schreit! Darum unterbricht Um Aminah, eine Mohammedanerin und Mutter von sieben Söhnen, ihr Gebet.

Welt an. Ich will wissen, wie die Frau, die ich heirate, aussieht, wie sie spricht, was sie denkt.“

Aber es ist nicht nur das, auch mit dem schönsten Mädchen dieses Landes wäre ich nicht glücklich. Ich habe studiert, gelesen, ich war in Ägypten und im Libanon und die Frauen unserer alten islamischen Welt genügen mir nicht mehr, auch wenn sie in einem Sinne die besten der Welt sind.

Ich bin nicht der einzige, viele Araber meiner Generation fühlen genauso wie ich; wir sind schrecklich einsam, denn es gibt schon einen Abgrund zwischen uns und unseren Frauen und noch einen Abgrund zwischen uns und den Europäerinnen.“

Er wählt jedes Wort mit der peinlichen Genauigkeit eines Betrunkenen, der gewohnt ist, sich zu beherrschen.

„Warum gehen Sie nicht wieder nach Ägypten oder nach Libanon? Dort haben Sie Gelegenheit, viele Frauen kennenzulernen.“

„Ich habe auch das versucht. Aber nach einigen Wochen hat es mich wieder nach Dschidda gezogen, dieses Land dringt einem ins Blut wie ein Rauschgift. Vor einigen Jahren fielen zwei Sklaven aus Somaliland in die Hände eines Herrn, der sie mißhandelte; mit größter Mühe und Geldopfern konnte sie das italienische Konsulat heimschicken, aber nach einigen Monaten waren beide wieder da. Diese Erde hat eine Anziehungskraft wie ein Magnet.“

Ein Magnet? In Gedanken sehe ich die Pilger vor mir, die manchmal zu Fuß die Sahara durchqueren und Marokko, Algerien, die lybische und ägyptische Wüste; die Wüste dauert oft Jahre und Jahre, erschöpft ihre letzten Kräfte, so daß sie hierherkommen, nur um zu sterben. Ich denke an das große Drama der Pilgerfahrt, das jedes Jahr die islamische Welt von Pakistan bis Maghreb aufwühlt.

„Vielleicht heißt dieser Magnet eben Mekka“, sage ich.

„Gut, ich habe versprochen und werde auch mein möglichstes tun, um Sie nach Mekka zu bringen. An der Grenze werde ich sagen, daß Sie meine Frau sind. Wenn die Polizisten es glauben, ist es gut. Sonst werden wir eben zahlen müssen, ich teurer als Sie vielleicht. Ich glaube, man nennt es in diesem Lande ein Verbrechen gegen Gott, es ist das größte Verbrechen... Jetzt entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß wieder etwas trinken gehen.“

Diesmal hat er die Türe nicht geschlossen und ich sehe eine kleine, unordentliche Küche und viele Flaschen auf einem Tisch. Der Mann trinkt und kommt dann wankend auf mich zu...

„Sie müssen auch etwas trinken, es wird Ihnen gut tun.“

Ein scharfer, beißender Geruch, ich

blicke auf die Flasche... Kölnisch Wasser.

Eau de Cologne à la Lavendel mit 85 Prozent Alkohol.“

Der Mann hebt die Flasche zum Mund und trinkt die scharfe Flüssigkeit.

„Sonst gibt es nichts in diesem Lande, keinen Whisky, keinen Wein, kein Kino oder Theater und auch keine Frauen.“

Jetzt umnebelt ihn das Gift und obwohl er sich bemüht, normal zu reden, werden seine Worte verworren und fast sinnlos. Eine seiner behaarten Würgerhände umkrallt meinen Hals. Die andere hält die Flasche an meine Lippen.

Der Mann ist krank, vielleicht sogar verrückt...

„Trinken Sie nur ein wenig, ich führe Sie nach Mekka, wenn Sie trinken.“

Das Kölnisch Wasser brennt auf meinen Lippen, bitter und scharf. Ich fasse die Flasche mit beiden Händen und der Alkohol überschüttet sein Gesicht und seine offenen Augen. Er schreit vor Schmerz auf wie ein verwundetes Tier und wild vor Wut, und jetzt schon sinnlos betrunken umklammert er mit seinen Mörderhänden meinen Hals.

„I will kill you... i will kill you.“ Ich schreie so laut und verzweifelt, daß mich die Kehle schmerzt, aber sofort wird das Würgen seiner Hände stärker...

„I will kill you...“ Immer wieder höre ich die gleichen Worte, aber sie scheinen aus weiterer Entfernung zu kommen, bald vielleicht werde ich sie nicht mehr hören.

Jetzt aber klopft jemand an der verschlossenen Türe, dann an das Fenster. Das schwache geschnitzte Holzgitter erzittert und gibt schließlich dem heftigen Druck nach. Ich sehe, wie zwei Männer durch das nun offene Fenster ins Zimmer springen...

Später nehmen mich einige Frauen an der Hand und führen mich über den kleinen Platz in das Innere eines kleinen Hauses. Dort empfing mich die wohlthuende Ruhe eines Harems; es ist ein winziger Raum, nur mit Strohmatten und Truhen ausgestattet, aber in angenehmes Halbdunkel getaucht und entfernt von der Welt der Männer.

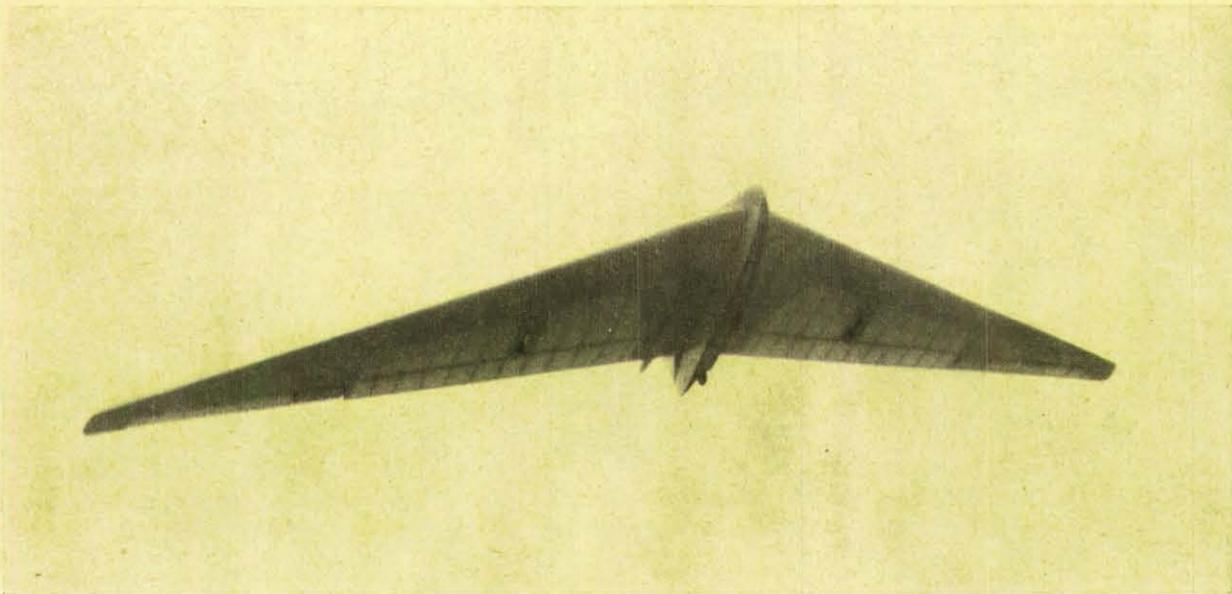
Obwohl die Frauen bestimmt arm sind, bieten sie mir Kaffee, Obst und Parfüm an und sagen immer wieder voll Mitleid:

„Meskima“, Arme.

(Fortsetzung folgt)



Halt, verboten für Nicht-Moslems! Die heilige Zone beginnt schon 15 Kilometer vor Mekka. Große Stop-Schilder warnen vor dem Eindringen in die Heilige Stadt. Jeder Christ, der diese Grenze überschreiten will, wird von den Beduinen erbarmungslos getötet.

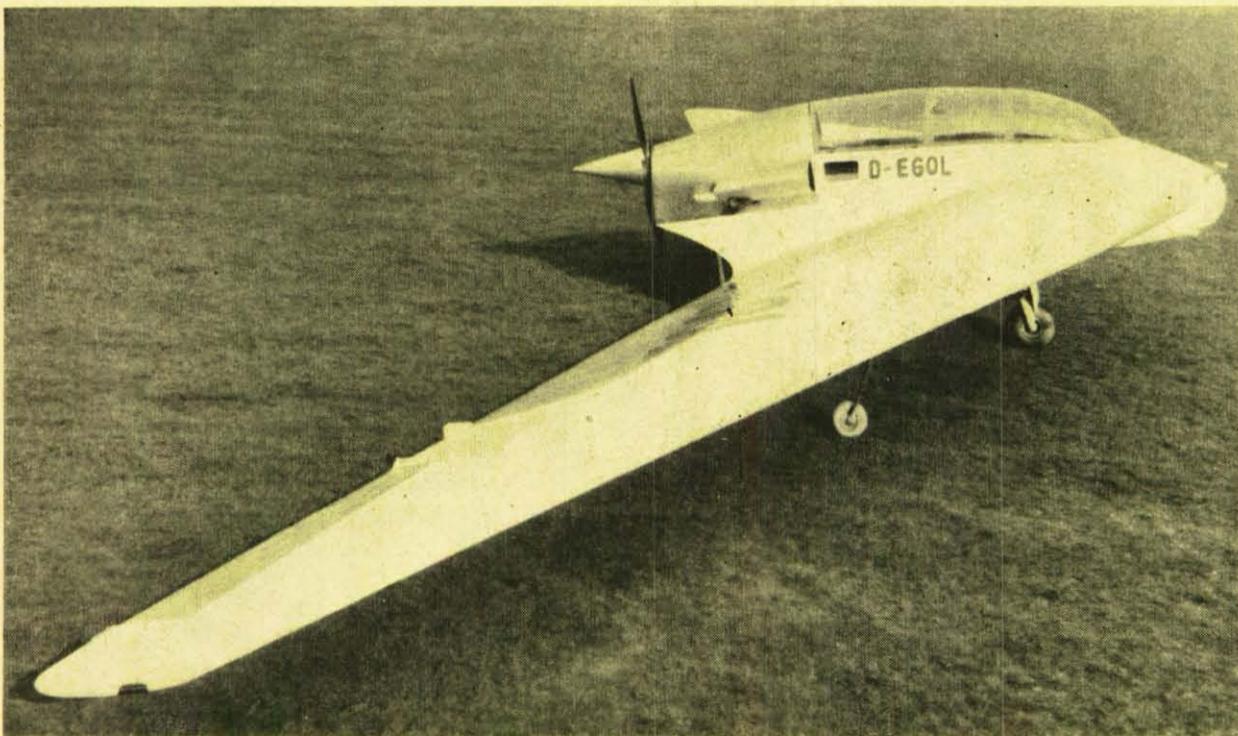


Größte Flugsicherheit garantiert die „Ho 33“, das neue schwanzlose Segelflugzeug mit Pkw-Motor. Es soll beinahe „narrensicher“ sein und „schmiert“ auch bei Bedienungsfehlern nicht gleich ab. Der Pilot hat es nicht nötig, wie die anderen „Segel- Aviateure“ auf die fahrbare Motorwinde zu warten, mit der sonst die „Vögel“ hochgeschleppt werden müssen. Er ist von solchen Dingen völlig unabhängig und kann ohne jede Hilfe in die Luft steigen. Ein Druck auf den Starter, nicht anders als bei einem Auto: die Luftschaube surrt. Langsam setzt sich der nicht gerade leichte „Kahn“ in Bewegung. Ein kurzer Anlauf, schon hebt er sich vom Boden, klettert schnell in die Höhe. Da kann man nur fragen: Wochenendausflug in die Alpen mit Abstecher nach Venedig gefällig?

Nur-Flügel-Typ
HO 33
 —
Bequemer Sport:
Motorsegeln



Auch **Flugkapitän Hanna Reitsch** interessiert sich für das ganz aus Holz gebaute Nurflügel-Flugzeug. Unser Foto zeigt sie mit dem Konstrukteur, **Walter Horten**, der auf dem Flugplatz Bonn-Handlar immer wieder die Flugeigenschaften seines Segelweisitzers überprüft, den der eingebaute Pkw-Motor übrigens mit einer Geschwindigkeit von 130 Stundenkilometern durch die Luft jagen kann. Schon einige Jahre vor dem Kriege schickte Konstrukteur Horten mit großem Erfolg schwanzlose Flugzeuge in den Äther.



Auf dem toten Punkt quält sich heute der Segelflugsport herum. Das ist die Meinung **Walter Horten**. Die Umstände, unter denen die Segelflugsportler — auch im Ausland — fliegen müssen, geben ihm recht. Das übliche In-die-Luft-Schleppen mit Hilfe der Motorwinde macht sie allzusehr von dem gerade „anwesenden oder abwesenden Flugwetter“ abhängig. Damit sind die für den Segelflug wichtigen Aufwinde gemeint. Von dieser Hilflosigkeit will Horten den Segelflug befreien. Darum rüstete er seinen Nurflügel-Typ mit einem Pkw-Motor aus. Das Segelflugzeug, das — wenn die abflauenden Winde es nötig machen — auch mit eigener Motorkraft seinen Weg fortsetzen kann, soll die Lösung sein, die alle Schwierigkeiten beseitigt. Ob dieser Vogel sich durchsetzen wird?

**Schwarze Katzen
 am Freitag**

„Alles, was ich in letzter Zeit anfasse, geht schief. Ein Unglück kommt selten allein“, stöhnt Herr Meier, der mir in der Straßenbahn gegenüber sitzt. Im gleichen Augenblick bremst die Bahn und bleibt mit einem Ruck stehen. Leute steigen ein und aus. „Aui! Passen Sie gefälligst auf, Sie Idiot!“ schreit Meier plötzlich auf. Jemand hat auf seinen Fuß getreten. Auf die zaghaft herausgebrachte Entschuldigung entgegnet Meier aufgebracht: „Dafür kann ich mir nichts kaufen. Meine neuen Schuhe sind sicher total zerkratzt.“

Der Wagen ist aber so voll, daß er sich nicht bücken und nachschauen kann.

Die Straßenbahn fährt wieder an. „Wenn ich auf dem Motorrad gesessen hätte“, sagt Meier, „wäre ich bestimmt mit der Bahn zusammengeknallt. Ich habe nun einmal immer Pech.“

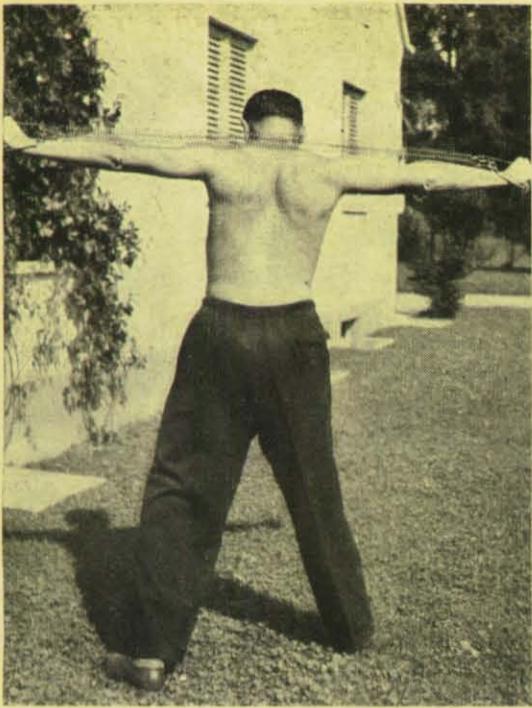
„Bestimmt!“ pflichte ich ihm bei. Zwei Stationen vor dem Ziel steige ich aus und verabschiede mich mit der ironischen Mahnung: „Denken Sie daran, daß wir morgen Freitag den Drefzehnten haben. Und gehen Sie ja schwarzen Katzen aus dem Pech!“

Und ich denke: Was ist ein „Pechvogel“ deshalb ein „Schwarzseher“, weil Pech eine zähflüssige schwarze Masse ist, die an den Fingern klebt? Zu Hause schlage ich im Lexikon nach: Pechvogel ist ein Unglücksmensch, eigentlich ein Vogel, der an der Pechrute hängengeblieben ist. Hieraus entstand der Studentenausdruck des 18. Jahrhunderts „Pech haben“, wobei auch an die Pechhöhle gedacht wurde, steht dort zu lesen. In Abwandlung eines Sprichwortes komme ich zu dem Schluß: „Wer Pech nicht kennt, lernt nicht das Glück ergreifen und festhalten.“ Glücklich sein heißt: die Welt so sehen, wie man sie sich wünscht. Viele aber suchen ihr Pech, wie sie ihren Hut suchen, den sie auf dem Kopf haben.

Im Märchen fällt Pech nur auf den Bösen herab. Schon im Spruchbuch des Alten Testaments aber heißt es: „Wer Pech angreift, besudelt sich.“ — Ohne die „Pechmarie“ gäbe es keine „Goldmarie“. Wenn man auch nicht gerade ein „Hans im Glück“ sein muß, so braucht man deshalb noch lange kein „Hans im Pech“ zu werden. Jeder kann einmal mit dem verkehrten Bein aufstehen, das soll heißen: Jeder ist Stimmungen unterworfen, ohne daß er ein Knecht seiner Stimmungen werden darf. Es gibt verpaßte Gelegenheiten, es gibt die Tücke des Objekts. Ein zufälliges Mißgeschick kann jedem zu stoßen, aber eine Kette von Mißgeschicken wird nur dann ausgelöst, wenn man sich aus der Fassung bringen läßt.



Büroklatsch
 „Vorsicht! Wände haben Ohren!“



Auseinander den Expander! Das kräftigt die Arm- und Beinmuskulatur, fördert den Atmungsvorgang und tut zugleich der Wirbelsäule gut. Einige Purzelbäume zum Abschluß sind der Ausgleich für lange Bürostunden.



Mal was anders! Mithilfe beim Hausputz schafft Bewegung und ist darum gesund. Dazu kommt das befriedigende Gefühl, der Ehe liebsten bei anstrengendem Tun Beistand leisten zu können. Zu zweit geht die Arbeit außerdem viel schneller von der Hand.



Hü hopp, Pferdchen, laui! Vati ist das beste Reittier der Welt, findet Ingelein und jauchzt vor Vergnügen. Teddy macht auch mit und Vati — strahlt! Er fühlt sich wohl in seiner Rolle. Wie ein Trakehner weiß er zu wiehern. Schwerfällig tragt er wie ein Belgier und versucht gar wie ein arabisches Vollblut im Sprung die schwierigsten Hindernisse zu nehmen.



Wie herrlich leuchtet doch die Natur! Am Wochenende mit Frau und Kindern in Feld und Flur hinauszuwandern, ist zu allen Jahreszeiten erholsam und entspannend. Für die Kinder kann solch ein Ausflug zum bestimmenden Erlebnis werden, lernen sie doch erst dadurch die Schönheit der heimatischen Landschaft kennen und lieben. Auch die Autofahrer sollten es sich merken: nicht nur immer hinter dem Lenkrad hocken. Dort, wo es sich lohnt, aussteigen und die Umgebung erwandern.

Freizeit gut genützt

Billiges Rezept für ein gesundes Leben

„Keine Zeit, keine Zeit!“ Diesen Ausruf, ein Notsignal gehetzter Mitbürger, wird es bald nicht mehr geben. Wir sollen sie wieder haben, die Zeit. Mit der Vierzig-Stunden-Woche wird sie uns geboten. An uns wird es liegen, dieses Geschenk zu werten und zu nutzen. Im Ernst: Ist da jemand unter uns, der mit den freien Stunden künftiger Tage nichts anzufangen wüßte? Er trete hervor, auf daß er belehrt werde, wie und was er zu tun habe, um gesünder, besinnlicher und glücklicher zu leben. Dazu soll die freie Zeit führen.



Saure Wochen, irohe Feste! Gesellige Veranstaltungen mit mehr oder minder festlichem Charakter gehören nun mal zum Leben, verleihen ihm Höhepunkte. Das sollten wir trotz Arbeitslast und Daseinsmühe nie vergessen. Von dem heiteren Glanz dieser Zusammenkünfte im frohen Freundeskreise vermögen wir lange zu zehren und viel Kraft zu schöpfen.



Das Kamel der Anden ist das Lama. Es erfüllt nicht nur die gleichen Pflichten, sondern ist auch in Wesen und Lebensbedingungen dem Kamel verwandt.



Den ZB-Reporter warnte man in La Paz:

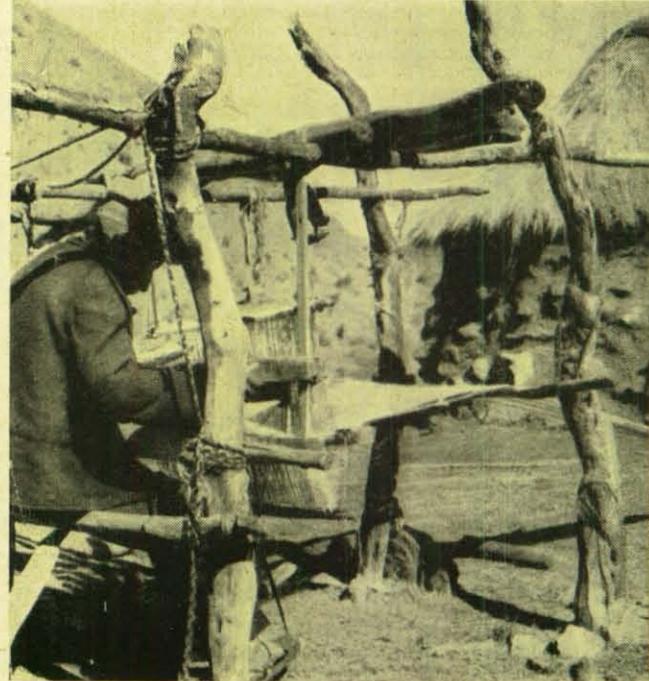
Bolivien, der Andenstaat in Südamerika, ist wie das östliche Nachbarland Paraguay ohne Anteil an der Meeresküste. Von den rund 3 Millionen Einwohnern sind die Hälfte Hochlandindianer, die Nachkommen der Inkas. Die Landessprache ist Spanisch. Außerdem gibt es viele Dialekte.

Gehen Sie nicht zu den Bergindianern!

Im dämmerigen Halbdunkel einer ärmlichen Behausung gelang dieser Schnappschuß einer alten Indianerin und ihrer Katze. Es ist noch früh am Tage, und die Feuerstelle ist noch kalt. Bald wird ein großer Kupferkessel mit Suppe über den Flammen dampfen. Die Hausarbeit der Frau beginnt.

Eine ungewöhnliche Arbeit für Männer! Aber in Bolivien ist der Anblick von Indios, die Handarbeit verrichten, keine Seltenheit. Sie beweisen dabei eine Geschicklichkeit, die häufig die Strickkunst selbst der geschicktesten Hausfrauen weit in den Schatten stellt.

An den selbstgezimmerter Webstühlen trifft man ausschließlich Männer an. Sie sorgen nach dem harten Tagewerk auf den kärglichen Äckern auch noch für die Bekleidung der ganzen Familie. Dabei wissen sie Muster und Farben meisterhaft und unnachahmlich zu variieren.





Der Bürgermeister spricht. Andächtig stehen die Indios im Halbkreis und lauschen seinen Worten. Er erzählt seinen Untertanen von seinen neuesten Plänen und weist darauf hin, daß jeder Indianer seines Dorfes bald eine Waffe erhalten soll, um sich endlich bessere Lebensbedingungen, wenn es sein muß auch mit Gewalt, erkämpfen zu können.



Vor einer charakteristischen Steinhütte ist die ganze Familie versammelt. Der Vater kniet auf einem Schafsfell und bessert einen Pilg aus, der, wie alle landwirtschaftlichen Geräte, aus Holz ist. Die beiden Söhne schauen ihm bei der Arbeit zu. Nicht daß sie zu träge wären, mit Hand anzulegen. Aber der Vater duldet bei dieser Arbeit keine fremde Hilfe. Die Mutter streicht dem kleinen Mädchen schnell die Haare aus dem Gesicht, bevor es fotografiert wird. Die Eitelkeit der Mütter ist international.

Gehen Sie unter keinen Umständen zu den Indianern ins Gebirge", sagte mir ein Missionspater in La Paz. „Das ist ein sehr gefährliches Abenteuer!" Und als er meinen etwas zweifelnden Blick bemerkte, fuhr er ernst fort: „Sie glauben doch hoffentlich nicht, daß ich alter Mann Sie unnötig bange machen will. Mir imponiert Ihre Unternehmungslust. Aber ich habe jahrelang unter den Indios in den Anden gelebt. Vor ein paar Jahren haben sie eine richtige Revolution gemacht,

weil alle Verbesserungen ihrer Lebensbedingungen, die Ihnen die Regierung zugesagt hatte, nicht eingehalten wurden. Sie hatten auf einmal alle Feuerwaffen, und ich konnte nur mit Hilfe eines Freundes entkommen. Der Zorn richtet sich gegen alle Weißen. Die ‚Gringos‘ sind seitdem für sie die ärgsten Feinde.“

An diese Worte des alten Ordensmannes mußte ich denken, als ich mit zwei Trägern und mehreren Lamas, die das Gepäck trugen, über einen Gebirgspäß ging, und mir plötzlich von allen Seiten der laute Ruf „Gringo! Gringo!" entgegellte. Wir waren von einer ganzen Horde Indios umzingelt, und viele Gewehre waren auf uns gerichtet.

Kurzentschlossen befahl ich meinen Trägern, ihre Waffen niederzulegen und tat das gleiche mit meinem Colt. Dann trat ich auf den Indio zu, der mir nach Aussehen und Kleidung der Anführer zu sein schien, und sagte: „Companero Gringo, Freund Gringo!"

Wider Erwarten befahl der Mann seinen Leuten, die Waffen wegzulegen, und nahm meine ihm dargebotene Hand.

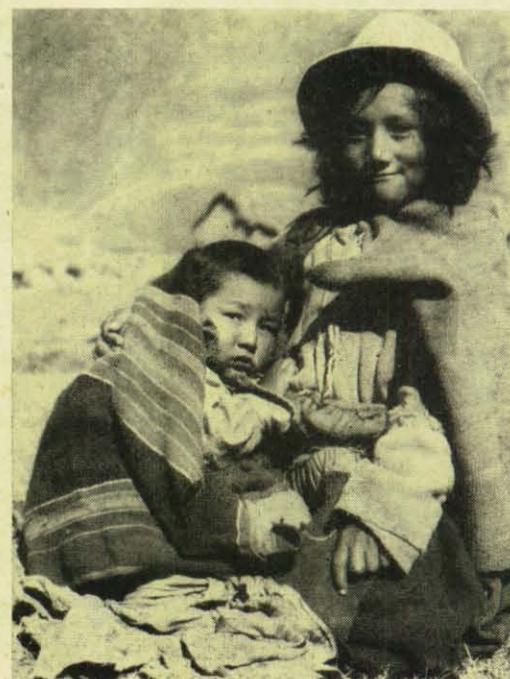
Als Gäste des „Bürgermeisters“ zogen wir in die Indiosiedlung ein.

Von früheren Reisen wußte ich, daß gerade die einsam lebenden Naturvölker sehr erpicht auf Süßigkeiten sind. Deshalb hatte ich einen kleinen Sack voll Bonbons mitgenommen. Als ich diesen auspackte und den Inhalt verteilte, wurde die Freundschaft unzertrennlich.

Unterricht im Freien findet immer dann statt, wenn es die raue Witterung des Hochlandes zuläßt. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß nur Jungen und Männer an dem Unterricht teilnehmen. Frauen und Mädchen sind von der Bildung ausgeschlossen. Ein sechzehnjähriger eingeborener Missionschüler erteilt hier spanischen Anfangsunterricht.

Wie die Steinzeitmenschen leben diese Gebirgsindianer Boliviens. Sämtliche Hausgeräte haben sie mit primitivsten Mitteln hergestellt. Hier zerkleinert eine Frau in einem ausgehöhlten Felsbrocken mit einem runden Stein Maiskörner.

Schon etwas kokett lächelt das Mädchen den Fotografen an. Dem kleinen Bruder jedoch ist die Sache nicht ganz geheuer. Er hat Angst vor dem unheimlichen Apparat wie vor den weißen Männern, die er heute zum erstenmal in seinem Leben sieht.



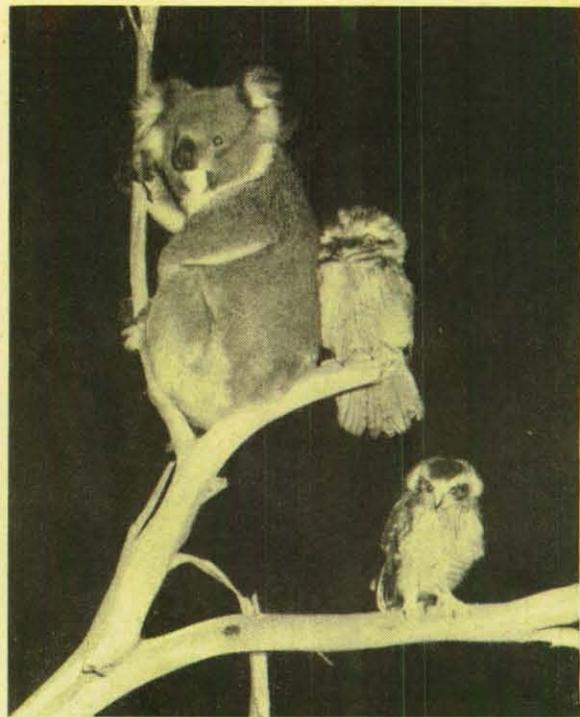
Die Koalas von Australien



Als der Engländer Ensign Barrier zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Wäldern Südostaustraliens den ersten Koala-Bären fing, konnte er nicht ahnen, daß dieses possierliche Tier das Vorbild für die Teddybären der Kinder werden würde.

◀ **Guten Appetit!** Ein ausgewachsener Koala-Bär wurde von unserem Photographen bei der Mittagsmahlzeit überrascht. Er ließ sich aber nicht stören und fraß nach einem kurzen, erstaunten Blick weiter seine Eukalyptusblätter. Die Tiere sind völlig harmlos und sehr possierlich. Sie sind die Lieblinge der Bevölkerung.

Nach sechs Monaten mündig ist der junge Koala. Er verläßt seine Pflegerin, um sich irgendwo eine bequeme Astgabel als Stammplatz zu suchen. Während er den Tag meist verschläft, wird er am Abend munter und erklettert die höchsten Bäume, um die zartesten Blätter zu suchen. Koalas sind Nachttiere.



Vom Blitzlicht geblendet sitzt ein Koala auf seinem Schlafbaum. Zwei kleine Käuze leisten ihm Gesellschaft. Das Fell der Koala-Bären ist warm und weich, und die friedlichen Gesellen haben nichts dagegen, wenn andere Tiere sich in den kühlen Nächten bei ihnen aufwärmen. Aber die Koalas können auch kämpfen, wenn sie sich bedroht fühlen. Ihre scharfen Krallen und Zähne sind bei ihren Feinden äußerst gefürchtet.



Die Liebe der Koala-Mutter zu ihrem Sprößling steht in der Natur vielleicht einzigartig da. Mit fast menschlichen Bewegungen streichelt und liebkost sie ihr Junges und trägt es behutsam mit sich herum. Mit unermüdlicher Geduld bringt sie ihm bei, was es für ein selbständiges Leben wissen muß.



Täglich gibt es Zuwachs im Pantheon, der Katzensiedlung Roms. Wer seine Katze aus irgendeinem Grunde los sein will, der tötet sie nicht etwa, sondern wirft sie über die hohe Mauer des Pantheons, wo sie sich dann bald einleben wird.



Das ist die „Madre dei Gatti“, die Katzenmutter von Rom. Den ganzen Tag über wandert sie über die Fisch- und Fleischmärkte der Ewigen Stadt und sammelt Abfälle für ihre Katzenkinder. Jeder in Rom kennt sie, und viele schütteln den Kopf und meinen, daß sie den Verstand verloren habe.

Gierig lecken die Tiere die Milch auf, die ihnen mitleidige Menschen hin und wieder in alte Blechdosen gießen. Aber das ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Es gibt eben zu viele hungrige Katzen in Rom und zu wenige Menschen, die sich ihrer wirklich annehmen. Eine traurige, unabänderliche Tatsache!

Im Pantheon geboren wurde dieser kleine Kater. In der warmen Sommersonne ist das Leben noch erträglich, und man kann sich selbst mit hungrigem Magen noch einigermaßen wohl fühlen. Aber wie wird es im Winter werden, wenn die Touristen ausbleiben, die aus Mitleid täglich etwas Freßbares bringen?

Jeder, der schon einmal in Italien war, kennt die herumlungernenden Katzen, die es in allen Städten gibt. In Rom ist der Katzenüberschuß besonders groß. Deshalb wurde dort eine Katzenkolonie in den Gemäuern des alten Pantheon eingerichtet.



Die Katzen von Rom

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

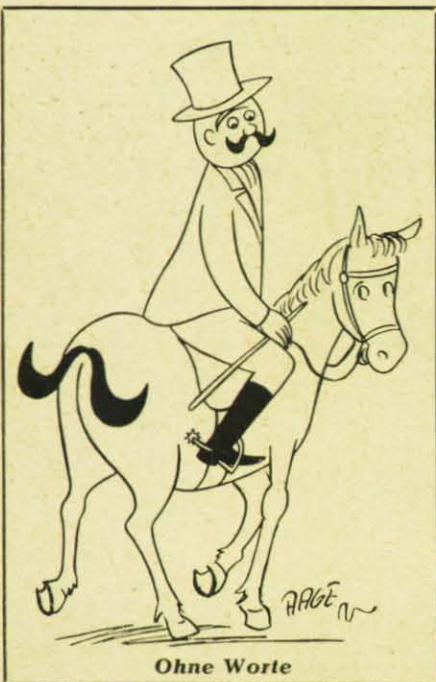
10. Fortsetzung

So hetzten sie dahin. Das Hotel mußte ganz nahe sein. Licht tauchte auf. Das Fenster des Gastzimmers. Dort war der Eingang. Eine schwache Lampe brannte darüber. Links ging es um die Ecke. Immer noch hüllten dichte Schwaden die Landschaft ein. Arnold verweilte ein paar Sekunden. Stimmen waren zu hören. Dann schlichen sie vor zum Grat. Unten in der Wand polterten Steine. Rechts oben riß der Himmel auf, einige Sterne sausten am Rande der Finsternis dahin. Fahles Leuchten erhellte die Mauern. Vom andern Gebäude her drangen Rufe. Lichter schwankten. Stimmen ertönten, die näher kamen. Es war keine Sekunde mehr zu verlieren.

„Dort ist alles verlegt“, flüsterte er dem vor Anstrengung Schwankenden ins verzerrte Gesicht. „Hier oben, das Fenster ist offen! ... Unser Zimmer! ... Schnell hinein, sonst ist alles verloren!“ Er stellte sich mit dem Rücken an die Hauswand und machte einen Steigbügel mit den Händen.

„Los... rauff!“ rief er, als der andere zögerte. Die Soldaten kamen näher. Ihre Nagelschuhe klirrten auf den Steinen. Arnolds Stimme war so laut gewesen, daß die Herankommenden sie gehört haben konnten. Der Flüchtige riß sich zusammen. Er hob das Bein, umfaßte Arnolds Kopf, zog sich empor. Ein paar mal schwankten beide. Da preßte Helen von unten gegen die noch immer gebeugten Schenkel des Hängenden. Das schob ihn hoch. Er griff nach oben, erwischte das Fensterbrett, zog sich daran in die Höhe, trat auf die Schultern Arnolds, drückte sich los und schwang sich hinein. Kaum war das geschehen, da hüpfen die ersten Laternen heran, Soldaten tauchten aus dem Nebel, beleuchteten das Paar und liefen ohne Zuruf weiter.

Arnold atmete schwer, Helen war kreidebleich. Er schob einen Arm unter den ihren und führte sie langsam in das Haus. Als sie die Eingangstür erreichten, trat rund und gelb der Mond heraus und beleuchtete fast taghell die Landschaft.



Ohne Worte

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Heim, der den Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofwärter die nötigen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: Der Alte trägt nicht Rollés, sondern Heims Namen in das Totenregister ein. Damit ist Heim, den Urkunden nach, gestorben. Tatsächlich fährt er aber mit den Ausweisen seines Freundes in die Schweiz, nach Castagnola, dem Familienwohnsitz der Rollés. Jean, dem alten Diener des Hauses, vertraut er sich an. Sie beschließen, daß Heim unter Jeans Obhut die Beendigung des Krieges abwarten solle. Heim wird daher als Naudeau Rollé polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen, die anmutige Tochter seines Nachbarn Poßard, kennen. Er liebt das Mädchen vom ersten Augenblick an, wagt aber nicht, es in sein Geschick einzubeziehen. Durch den Verleger Kocher wird er zur Niederschrift seiner Erlebnisse angeregt. Um der Sommerhitze zu entgehen, unternimmt er eines Tages mit Helen zusammen eine Bergwanderung. In einem Hotel, nahe der italienischen Grenze, finden sie bei dem Ehepaar Rocher Unterkunft. Bei einem Abendspaziergang stoßen sie auf einen deutschen Soldaten, auf den Schweizer Grenzsoldaten Jagd machen. Sie stehen ihm bei-

Als sie Helens Zimmer betreten, machte Arnold Licht. Neben dem Fenster, an die Wand gedrückt, stand ein hagerer, bleicher Mann. Eine nasse deutsche Uniform hing an der schlotternden Gestalt. Bartstopfeln bedeckten das Gesicht. Obwohl es nicht kalt war, zitterte er. Sie sahen einander schweigend an. Arnold fuhr hoch, eilte zum Fenster, beugte sich hinaus und zog die Läden zu. Dann schloß er es, ging zum Südfenster, öffnete es, beugte sich hinaus, zog die Läden heran, schloß sie und drehte den Messinggriff. Dann standen sie einander wieder gegenüber. Arnold versuchte zu lächeln. Er nahm einen Stuhl und schob ihn dem andern hin.

„Setzen Sie sich! Hier sind wir sicher.“ Aber der Mann setzte sich nicht. Er blieb stehen und zitterte. Nur langsam kam wieder Leben in ihn. Er schritt mit steifen Bewegungen heran und gab Helen stumm die Hand. Helen nahm die knochige Hand und ließ sie wieder los. Das große, eckige Gesicht des Mannes mit den grauen Strähnen in den wirren Haaren war unbewegt. Es zuckte in ihm. Das große Kinn hing einen Augenblick lang schlapp herunter. Gelbe Zähne bleckten. Ein Zittern überlief den ausgemergelten Leib. Er klappte den Mund wieder zusammen. Seine grauen Augen liefen hin und her, von Arnold zu dem Mädchen und von dem Mädchen zu dem Mann, und dann wurden die Augen ruhig und groß.

„Setzen Sie sich doch!“ empfahl Arnold. „Hier sind Sie sicher. Niemand wird Sie hier vermuten.“

„Setzen Sie sich!“ wiederholte Helen und schob einen zweiten Stuhl heran. Der Mann indes blieb wie festgewurzelt stehen. Seine Stimme brach, als er fragte:

„Sind Sie Schweizer?“

Helen antwortete: „Wir sind Schweizer. Hier sind Sie sicher. Wir sind Schweizer.“

„Und das hier — ist Schweiz?“ fragte der Mann und sah für einen Augenblick auf den Boden und den Sessel.

„Das ist die Schweiz, die neutrale Schweiz“, antwortete Arnold und wiederholte: „Setzen Sie sich doch!“

Der Mann setzte sich nicht, und während er sprach, veränderte sich wieder seine Stimme:

„Ich bin deutscher Soldat... Vor einer Woche desertiert... Über den Comer See... Drei Tage in den Wäl-

dern... Meinen Rucksack verloren. Heute nacht, bei dem Gewitter, wollte ich durch.“

„Sie sind durch; hier sieht Sie niemand“, sagte Arnold. „Keinem Menschen fällt es ein, Sie hier zu suchen. Setzen Sie sich doch!“

Helen brachte einen dritten Stuhl heran und setzte sich. Auch Arnold setzte sich. Da trat der Mann näher, griff in seine Jacke und holte eine feuchte, schwarze Brieftasche hervor. Er entnahm ihr sein Soldbuch, streckte es Arnold entgegen und sagte:

„Das bin ich...“

Arnold wehrte ab:

„Stecken Sie nur ein... Sie wollen der Sintflut entkommen. Das genügt.“ Der Mann machte ein dummes Gesicht und sagte:

„Ich heiße Wetzell, Franz Wetzell... Ich setze mich, wenn ich mich setzen darf.“

„Sie sind naß, Sie sind naß und frieren“, sagte Arnold. „Sie sind jetzt in einem Hotel auf dem Monte Generoso. Wir halten Sie versteckt. Sobald es möglich ist, steigen Sie über die Westwand ins Tal. Im Tal sind Sie gerettet. Bis das geht, halten wir Sie versteckt.“

Der Soldat wollte etwas sagen. Er öffnete den Mund, verfärbte sich und sank um. Arnold sprang ihm entgegen und fing den zu Boden Sinkenden auf. Helen half ihm, den Bewußtlosen auf das Sofa zu ziehen.

„Nur leise!“ mahnte Arnold, als Helen vor Aufregung einen Stuhl umwarf. „Es ist ihm schlecht geworden... Das nasse Zeug müßte auch herunter. Wo ist der Wein?“

„Ja, geben wir ihm Wein!“ Helen holte die Flasche und drückte den Korken heraus. Arnold stellte ein Glas auf die Fensterbank und schenkte es voll. Der Fremde hob den Kopf. Er blieb liegen und lächelte. Es war zum erstenmal, daß er lächelte.

„Mir ist schlecht geworden... Danke schön! Das ist gut. Seit zwei Tagen habe ich nichts gegessen.“

Helen ging zum Schrank, holte den Rucksack heraus, öffnete ihn und brachte eine Schachtel Kekse. Sie riß das Glaspapier und den Karton auf und reichte Wetzell das Gebäck.

„Sie frieren!“ sagte Arnold. „Er muß ins Bett. Ich überlasse ihm mein Bett, das ist das Beste“, wandte er sich Helen zu. „Wir hängen die Uniform zum

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

Trocknen auf, und er geht in mein Bett.“

„Ja“, antwortete Helen, „das ist das Beste!“

Wetzell trank den Wein leer und schlang ein paar Kekse hinunter. Helen riet ihm, alle zu essen. Er aber zögerte und sagte:

„Ich kann Ihnen nichts bezahlen...“

„Blödsinn!“ unterbrach Arnold. „Das ist einer gerade davongekommen und spricht vom Zahlen. — Nehmen Sie noch Kekse! So. Wir halten Sie gut versteckt. Nebenan ist mein Zimmer, mein Bett. Ich heiße Rollé. Das ist Fräulein Poßard. Wir verstecken Sie gut. Niemand wird Sie in meinem Zimmer suchen. Sie sind still und lassen sich nicht sehen. Heute nacht schlafen Sie in meinem Bett. Morgen halten Sie sich tagsüber im Zimmer verborgen. Dann werden wir weitersehen.“

Arnold stand auf.

„Kommen Sie“, sagte er, „halten Sie sich an der Tür... Nebenan ist mein Zimmer... Wenn die Luft rein ist, schnell über den Gang!“

Wetzell stand auf. Helen erhob sich und ging mit zur Tür. Draußen war es still. Vorn beim Hauseingang fiel ein schwacher Lichtschein herein. Arnold lief zu seinem Zimmer, sperrte es auf und ging hinein. Er verschloß sorgfältig die Fensterläden und die Fenster und ging zur Tür zurück. Er zischte: „Los! Schnell!“ Wetzell eilte über den Gang ins Zimmer.

Helen ging in den Speisesaal, wo sie Rosalie und Ernest antraf.

Die britische Forschungsrakete „Himmelslerche“ soll in Kürze in Höhen bis zu 160 Kilometern und mehr vorstoßen, um weitere Geheimnisse unserer physikalischen Umwelt zu erforschen. Bei den ersten Probestarts auf dem australischen Versuchsgelände Woomera erreichte sie bereits eine Höhe von 80 Kilometern. Die „Himmelslerche“ ist speziell für das im Rahmen des geophysikalischen Jahres aufgestellte Forschungsprogramm zur wissenschaftlichen Untersuchung der oberen Atmosphäre konstruiert worden und soll die Naturwissenschaftler bei ihren Bemühungen unterstützen, Näheres über die Meeresströmungen, die Gezeiten, das Wetter, Klima sowie die obere Lufthülle der Erde zu erfahren. Die über 1000 Kilogramm schwere Rakete wird von einem 25 Meter hohen Stahlturm abgeschossen und erreicht in einer Höhe von 20 Kilometern eine Geschwindigkeit von über 4800 Stundenkilometern!

„Sie sind auch noch auf“, sagte Frau Rosalie Rocher, „der Lärm hält alles wach. Scheint wieder der Teufel los zu sein bei den Italienern.“

„Man hat geschossen“, sagte Helen. „Soldaten liefen am Haus vorbei. Man sucht wieder Flüchtlinge.“

„Es tut mir leid. Sonst ist es um diese Zeit still. Wünschen Sie noch etwas, Fräulein Helen?“

„Der Hunger hat mich hergetrieben. Hätten Sie noch ein paar Brote, Käse, Wurst? Ich wäre dankbar, wenn Sie mir einen Teller voll...“

„Aber gern, Mademoiselle“, antwortete Frau Rosalie und ging in die Küche. Helen unterhielt sich mit Herrn Ernest über die Aufgabe der Grenzsoldaten, die nun die Nacht damit verbrachten, die Ausreißer auf dem Berg zu suchen. „Wenn wieder welche durchkommen“, erklärte er, „dann bekommen unsere Offiziere einen Ruffel, der sich gewaschen hat. Der General hat ihnen das schon angekündigt.“

„Ja, ja“, seufzte Helen und setzte hinzu: „Es wird dem General selber leid tun, daß wir nicht allen Asyl gewähren können. Danke, Frau Rosalie! Leckere Brote haben Sie da noch hergerichtet! Jetzt aber endgültig gute Nacht. Schlafen Sie recht wohl!“

Helen klopfte an Arnolds Tür und reichte ihm den vollen Teller hinein. Er nahm ihn und sagte leise:

„Ich komme gleich zu dir. Ich werde auf dem Sofa schlafen. Ich komme gleich.“

Wetzel hatte sich ausgezogen und stand vor dem Waschbecken. Arnold hob seine nassen Kleider auf und hängte sie in den Schrank.

„Hier ein trockenes Hemd“, sagte er. „Hier sehen Sie noch zu essen. Legen Sie sich ins Bett. Essen Sie und schlafen Sie, und rühren Sie sich nicht, was auch geschehen mag! Morgen früh komme ich herüber. Wir lassen niemanden hinein... Sie können ruhig sein... Schafen Sie!“

Wetzel stand mit hängenden Armen da. Er zitterte vor Kälte und sah Arnold an. Dann sagte er: „Danke“, und seine Augen wurden starr.

Arnold stand für einen Augenblick unsicher und verzögerte vor dem nackten Mann. Er zögerte, dann sagte er, bevor er sich zur Tür wendete und den Raum verließ:

„Ich bin sicher, daß Sie durch sind. Der Krieg ist für Sie aus. Und jetzt schlagen Sie sich den Magen voll und schlafen Sie.“

„Ihr seid doch andere Menschen“, sagte der zitternde nackte Mann und versuchte, Arnolds Hand zu ergreifen.

„Ach was!“ sagte Arnold laut.

„Sagen Sie der Dame gute Nacht!“

„Ja, ich sage ihr gute Nacht.“

„Und Sie...“

Arnold nahm seinen Rucksack und steckte seine Sachen hinein. Er unterbrach:

„Ich freue mich, daß Sie durch sind, — gute Nacht!“

XXIII

Arnold klopfte an Helens Tür. Sie rief ihm, er solle einige Augenblicke warten. Als er kurz hernach das Zimmer betrat, roch es nach Essenzen und Helens Parfüm. Das Mädchen stand im Schlafanzug da und sah ihm entgegen. Das Westfenster war offen. Die Fensterläden waren an jedem Fenster zurückgeschlagen.

„Da bin ich“, sagte Arnold und warf den Rucksack auf den Stuhl. „Ausquartiert. Gibst du mir Unterkunft?“ Seine Augen streiften kurz über ihre Gestalt. Er fuhr fort: „Ich gab ihm die Brote; er wird Hunger haben. Dann kann er schlafen. Ob er wohl schlafen wird?“

Er stand zögernd am Fenster und sah hinaus. Sie sagte: „Du willst dich legen, Naudeau... Hast du deine Sachen mitgebracht? — Ich lege mich ins Bett, drehe mich zur Wand. So kannst du dich waschen. Es ist schon sonderbar. Aber Lisi und ich und Papa waren öfter auf Berghütten. Einmal war alles überfüllt. Da waren wir zu sechst in einem viel kleineren Zimmer zusammengepfercht. Wir sind ja auch auf einem Berghaus, nicht wahr, Naudeau?“

Arnold hörte, wie Helen sich niederlegte. Er drehte sich um und sagte:

„Ich lege mich hier auf das Sofa. Draußen ist es jetzt ganz hell. Der Mond ist durchgekommen. Wenn er jetzt draußen wäre, gäbe ich keinen Pfennig... keinen Rappen für ihn.“

„Du hast deine Sachen hier?“

„Ja, ich habe sie hier. Ich habe gesagt, er soll ganz ruhig im Zimmer bleiben. Er soll schlafen. Der Schlaf ist bei so etwas immer das Beste. Hast

du nicht Angst, daß man uns erwischt? — Und ich habe dich in diese Lage gebracht!“

Arnold drehte das Deckenlicht aus, trat vor das Waschbecken, knipste das Lämpchen darüber an, entkleidete sich und wusch sich, von vielen Gedanken erfüllt. Vor ihm stand die grüne Zahnbürste Helens. Ihre Seife lag, naß und duftend in der Schale. Ein Parfümfläschchen, dessen Flüssigkeit golden im Licht glänzte, zog plötzlich seinen Blick auf sich. Er las Parfum Trophée, und es fiel ihm auf, daß er immer wieder lesen mußte: Parfum Trophée. Er lenkte sich ab, musterte das Filigran von Helens kleinem, silbernen Spiegel, der an einem hellgrünen Seidenband neben der Waschschüssel hing. Er sah in den Wandspiegel, erblickte darin das geblühte Sofa am Fuß des Bettes. Er sah das Mädchen Haare, die jetzt gelöst über dem Nacken und dem Kissen lagen, ein ausgebreiteter dunkler Fleck voll stillen Lebens. Er schämte sich über sich und löste die Gasmischt im Wasser auf. Nachher trat er, sich trocknend, ans Fenster und sah hinaus. Nachtkühle umwehte ihn. Er sah die grün-dämmerigen Gletscher der westlichen Berge. Dann schlüpfte er in seinen Schlafanzug.

„Hast du nicht Angst, daß man uns erwischt?“ fragte er nochmals.

„Er ist Deutscher, nicht wahr? — Vielleicht ist er ein Dieb und Mörder? — Vielleicht ist er ein Mann wie du? — Man muß ihm helfen, Naudeau. Man muß es tun. Wenn sie uns erwischen, — ich weiß nicht, was dann geschieht.“

„Gibst du mir das Deckbett, Helen? Ich lege mich auf das Sofa.“

„Ja, du kriegst das Deckbett. Ich habe dann immer noch die Steppdecke.“

„Es wird kühl hier oben. Nach dem Gewitter. Am Fenster spürt man's schon deutlich.“

„Erkälte dich nicht! Bist du fertig?“

„Ja, ich bin fertig.“

„Erkälte dich nicht!“

Arnold fühlte sich wohl. Der leichte Seidenstoff schmiegte sich an den Körper. Die Nachtluft war herb, Kieferngeruch vermengt sich mit dem Duft der Seife und des Parfüms. Er drehte das Licht über dem Waschbecken aus. Es wurde dunkel, Helen hatte sich umgedreht und lag jetzt auf dem Rücken. Ein Kissen hatte sie zusammengeknüllt unter den Kopf geschoben. Da das Bett in der Ecke des Zimmers stand, waren nur ihre schwarzen Haare

auf dem Laken hinter den verschwimmenden Umrissen ihres Gesichtes zu erkennen. Arnold trat zu ihr und beugte sich hinab. Da hob sie beide Arme und legte sie um seinen Nacken.

XXIV

In der Nacht wurde der Wind hin und wieder stärker und sang in den Fensterläden. Gegen Morgen wurde die Luft kalt. Der Himmel war voller Sterne, die im ersten Grauen langsam verblaßten. Irgendwo krächzten einige Bergdohlen erschreckt. Arnold stand leise auf und trat ans Fenster. Er beugte sich hinaus, betrachtete den Grat, der grau vor ihm lag. Er hob den Blick und gewahrte den ersten hellen Streifen des kommenden Tages auf fernen Gipfeln.

Ihn fröstelte. Da drehte er sich um und tastete sich ins Bett zurück. Er schief wieder ein. Als es hell war, schreckte er plötzlich auf. Nichts war zu hören; aber sein Herz klopfte, er hatte Angst. Er wußte nicht, wovon er hatte Angst. Dann erinnerte er sich des Flüchtlings nebenan, der Soldaten ringsherum, des Stacheldrahtes und des Böllerns der Maschinengewehre in der vorgelagerten Nacht. Er drehte sich zu Helen und sah ihre geöffneten Augen, die auf ihn gerichtet waren. Ein zärtliches Lächeln huschte über ihr Gesicht, das anders war als sonst: von wirren Haaren umrahmt, wie das eines Kindes und doch wieder älter als früher, wissender, gelöster, unregelmäßiger in den Zügen, fragend.

„Guten Morgen“, sagte sie. „Ich sah dich an, da schrecktest du zusammen und wurdest wach. Hast du geträumt?“

„Guten Morgen, Helen. Ach, es ist nichts; die Sonne scheint. Wahrscheinlich träumte ich nur von unserem blinden Passagier.“

„Du zucktest zusammen wie in einem bösen Traum.“

„Das kommt vom Leben, das man führt.“

Helen schwieg. Dann fragte sie, während sie sich auf den Ellenbogen stützte:

„Hast du dir schon überlegt, wie wir das heute am besten machen? Er darf sich nicht sehen lassen. Aber Rosalie wird das Zimmer aufräumen wollen. Was sagen wir da?“

Arnold richtete sich auf; seine Falten zwischen den Augen wurden tiefer.

„Sie darf uns hier nicht beieinander finden.“

„Auch das!“ lächelte Helen.

Sie überlegten lang. Dann erhob sich Arnold, begann seine Sachen zu sam-

meln und in den Rucksack zu stecken. „Auf alle Fälle muß ich jetzt in mein Zimmer. Dort bleibe ich und lasse niemanden herein.“

„Und das Frühstück?“ — fragte Helen und richtete sie noch mehr auf. Sie schüttelte die Haare in den Nacken und wiederholte: „Und das Frühstück?“

Arnold überlegte. Irgendwo polterten Nagelschuhe auf dem Grat. Er flüsterte:

„Ich hab's. Ich gehe hinüber, ziehe mich an. Den blinden Passagier stecken wir in den Schrank, wenn wir nach Kaffee gehen. Frau Rosalie soll schnell die Zimmer machen. Steckt man nicht überall blinde Passagiere in einen Koffer oder Schrank?“

Helen lächelte. Dann bekam sie ein ernstes Gesicht und meinte:

„Das geht so schlecht. Vielleicht versuchen wir es so: Du machst den Langschläfer, und ich bitte Frau Rosalie, mein Zimmer zuerst zu richten. Wenn dann der Gang frei ist, soll der Passagier schnell zu mir herüberkommen. Ja, so geht es.“

„Ja, so geht es, wenn — wenn Rosalie uns nicht bis Mittag warten läßt.“

„Ich sage ihr, daß wir gemeinsam in meinem Zimmer frühstücken wollen. Da wird sie es schnell richten.“

„Ja, so wird es klappen. Also, ich gehe jetzt hinüber und sperre ab, bis du uns holst.“

„Ja, macht euch fertig. Wenn ich klopfе, dann herüber zu mir! Ich werde ein reichliches Frühstück bestellen, so daß er bald zu essen bekommt.“

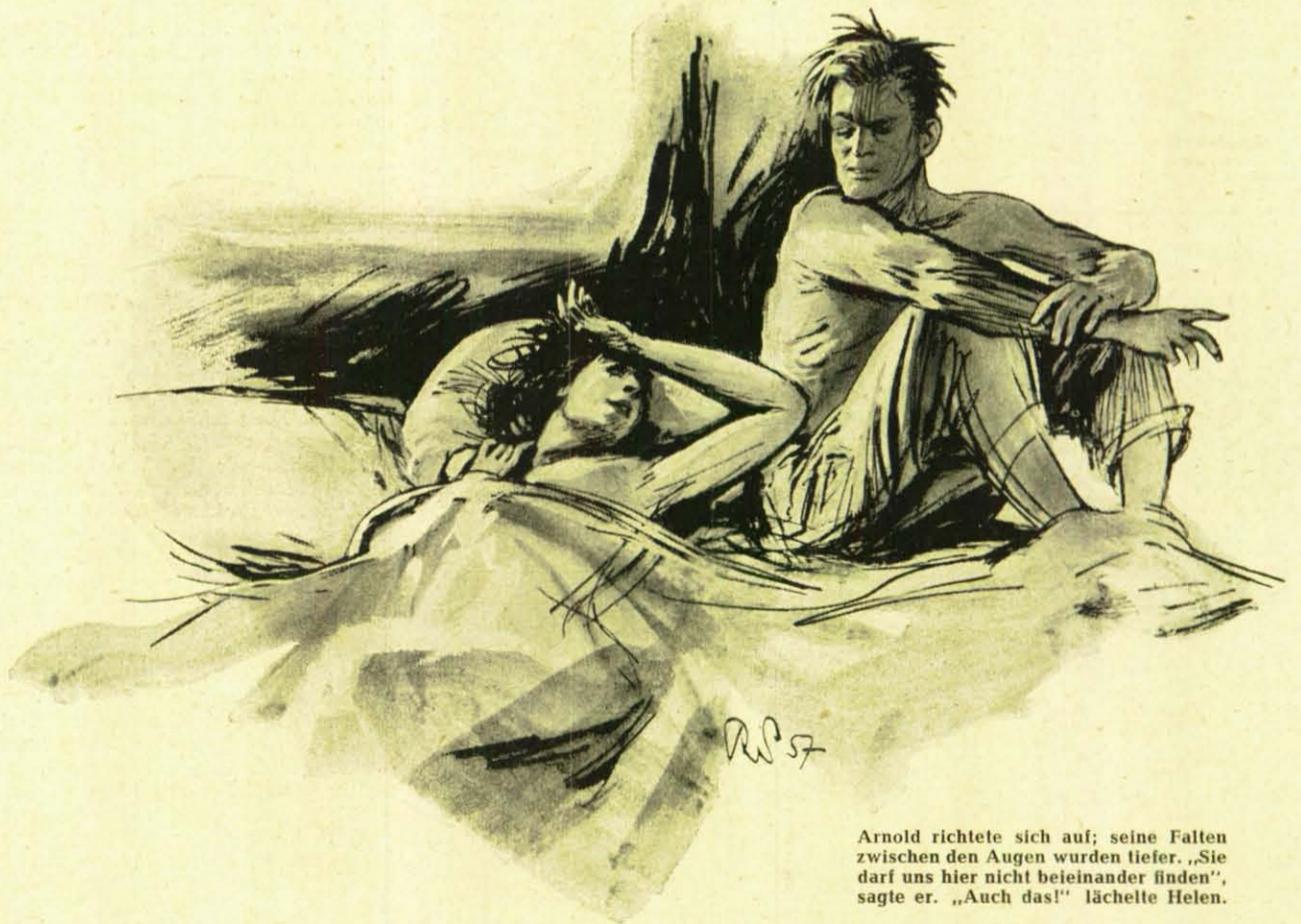
„Auf bald!“

Arnold öffnete die Tür, spähte zum Gang hinaus. Er war leer. Da nahm er den Rucksack und den Schlüssel und lief zu seinem Zimmer. Er sperrete es hastig auf und schloß hinter sich die Tür. Es war fast dunkel. Durch den Fensterladen fiel grünes Licht. Schlenker Luft erfüllte den Raum. Er ging zum Fenster, öffnete es, stieß die Laden zurück und schloß das Fenster wieder. Er sah sich um, suchte das Bett und erblickte das stoppelige, bleiche Gesicht des Mannes. Der Anblick des unter Bett und Kissen versteckten Kopfes war so komisch, daß Arnold lächeln mußte. Der andere sah mit erschrockenen Augen her.

„s ist alles in Ordnung“, flüsterte Arnold.

Der andere antwortete nichts.

„Es ist alles in Ordnung, sage ich Ihnen. Es ist sieben Uhr. Ich werde mich jetzt rasieren. Dann rasieren Sie sich. Mit meinem Messer hier. Sie sehen ja schon in fünfzig Meter Entfernung verdächtig aus.“



Arnold richtet sich auf; seine Falten zwischen den Augen wurden tiefer. „Sie darf uns hier nicht beieinander finden“, sagte er. „Auch das!“ lächelte Helen.

Arnold wusch sich. Während er sich einseifte, erklärte er:

„Heute ist ein strahlender Tag... Sie können natürlich nicht weg... Bis jetzt war fast alle Tage ein Gewitter. Ich werde den Grat anschauen und den oberen Teil des Westabbruches. Und wenn es dunkelt und ein Gewitter kommt mit Wolken und Nebel, dann kommen Sie durch... Jetzt ruhen Sie sich noch ein wenig aus... Sind Sie nervös?“

Der Mann knurrte:
„Ich habe Angst... Zu guter Letzt. Bedenken Sie, zu guter Letzt!...“

„Natürlich haben Sie Angst. Aber man wird Sie nicht erwischen. Wir werden schon alles richtig machen.“

Der Mann saß jetzt auf dem Bett, ließ die Beine auf den Boden hängen und sagte:

den Kopf und stellte sich vor das Becken. Während er sich wusch, betrachtete Arnold eine rote Narbe, die über dessen Schulter zog. Es war eine scheußliche, breite, fette Narbe, von wildem Fleisch durchwuchert. Arnold sah Wetzels Blick im Spiegel und fragte:

„Verwundet?“

„Ja — in Finnland.“

„Ist noch gut gegangen!“

„Ja, gut; es war nur das Fleisch.“

Als sich Wetzels rasiert hatte, sah er besser aus. Er zog sein im Schrank getrocknetes Hemd und den Uniformrock an. Arnold hörte, wie Helen an jemand über den Gang ging. Er legte die Finger auf den Mund. Wetzels sank wieder vor Furcht zusammen. Er sah Arnold hilflos an. Arnold schwieg. Das Benehmen des Mannes paßte ihm nicht.

„Das ist was anderes“, sagte der Mann leise.

„Warum ist das was anderes?“ wollte Arnold wissen.

„Weil diese Schweizer Dame, die Schweizer Dame...“

Wetzels stotterte und suchte nach Worten, „diese Schweizer Dame ist aus einer anderen Welt. Sie kennt das alles nicht, was die Deutschen kennen. Da ist es schwer, so mutig zu sein, denk ich, viel schwerer.“

„Sie haben recht“, sagte Arnold und dachte nach. Es war still im Raum, als Helen an die Türe klopfte.

Sie kamen unbemerkt über den Gang. In Helens Zimmer stand das Frühstück. Da saß er nun, Wetzels, der davongelaufene Soldat, ungelent und stumm. Er saß auf dem Sofa, weit vom Fenster entfernt. Nur wenn Helen ihn ansah und ihn zum Essen nötigte, kam ein Glanz in seine Augen. Beim Kaffeetrinken schlürfte er. Bevor er ein Brot nahm, wischte er seine Hand an der Hose ab. Helen sagte, daß sie nachher die Fenster schließen und Vorhänge vorziehen werden. Helen und Arnold wollten sich recht bald draußen sehen lassen.

„Sie bleiben am besten hier im Zimmer, Herr Wetzels“, riet sie. „Hier auf dem Sofa können Sie ruhen. Mittags bringen wir Ihnen was zu essen. Dann wollen wir sehen, wie das Wetter wird.“

„Ja, Fräulein... wollen sehen, wie das Wetter wird.“

„Und Sie bleiben ganz still“, sagte Arnold. „Kommen Sie mal her... zum Fenster... nicht zu weit vor!... Sehen Sie: dort müssen Sie hinunter. Dort drüben ist Lugano. Diese Wand hinunter. Unten ist eine Brücke über den See. Sie wissen?“

„Ja, ich weiß. Ich habe eine Karte. Sehen Sie, das ist meine Karte.“

Wetzels zog einen zusammengefalteten Plan hervor, breitete ihn über den Tisch und zeigte seinen Weg. Es war sinnvoll, wie sein Zeigefinger jetzt über die grau und grün schraffierten Stellen glitt und über die Melidebrücke den Osthang des San Salvatore entlang nach Lugano fand.

„Ich sehe, Sie sind im Bilde“, sagte Arnold erleichtert. Das Schweigen und die Unbeholfenheit des Mannes waren ihm schon auf die Nerven gegangen.

„Aber nur in der Nacht — bei schlechtem Wetter! Die nächsten Tage ist es hier oben gefährlich. Sobald Sie unten sind, ist alles gut.“

„Das stimmt also“, fragte Wetzels, „wenn ich im Tal bin, dann bin ich durch?“

„Ja, wenn Sie im Tal sind, dann sind Sie durch...“

Arnold und Helen schlossen die Fenster und zogen die Vorhänge vor. Dann verabschiedeten sie sich von Wetzels und verschlossen die Tür sorgfältig hinter sich. Sie gingen in das Gastzimmer. Niemand war da. Auch die



„Wie soll ich Ihnen das vergelten? Wenn Sie nicht wären, da... wie soll ich Ihnen das vergelten?“

„Warum vergelten? Es ist doch klar, daß man sich bei all dem Blödsinn helfen muß!“

„Sie sagen auch, daß es Blödsinn ist! Ich hielt es nicht mehr aus.“

„Schauen Sie nach, ob Ihre Sachen trocken sind.“

Die Schranktür war offen. Der Mann sagte:

„Der Rock ist trocken. Ich habe heute nacht schon hingefast. Da war er noch nicht ganz trocken. Aber jetzt ist es soweit.“

„Wollen Sie sich waschen? Hier ist Seife. Ich rasiere mich. Dann nehmen Sie das Messer. Halten Sie sich vom Fenster fern!“

Arnold hörte, wie Helen über den Gang ging und ein Liedchen summete. Es klang recht harmlos. Wie tapfer sie ist, dachte Arnold, und wie schön war es heute nacht, und wie sonderbar ist das alles. Da geht dieses Mädchen in ihrem Abenteuer ohne Arg und singt ein Liedchen. Da sind zwei Ausgespülte und flüstern und lügen und verstecken sich und treiben ihr falsches Spiel.

„Die Invasion hat gestern begonnen“, sagte er und zog die Haut der Wange glatt. Er bekam keine Antwort und suchte im Spiegel das Antlitz des Mannes. Der schlüpfte eben in die Hose und machte ein Gesicht, als gäbe es in der ganzen Welt nichts anderes als seine Hose. Arnold wiederholte und hielt das Messer unter das laufende Wasser:

„Die Invasion hat gestern begonnen. Das kam im Radio. In Cherbourg sind sie gelandet. Sie sind gelandet, Mann, und man hat es nicht fertiggebracht, sie daran zu hindern.“

Aber der Mann schwieg. Es war, als habe er gar nicht gehört, daß der Atlantikwall angegriffen wurde und daß der Großangriff gegen Deutschland begonnen habe. Er stand da, in der zerknitterten feldgrauen Hose, und zog die schmutzigen, lehmgelben Hosenträger über Arnolds Hemd, das er von der Nacht her anbehalten hatte.

Arnold schwieg. Er rasierte sich sorgfältig. Dann deutete er auf das Becken und sagte:

„Jetzt Sie.“

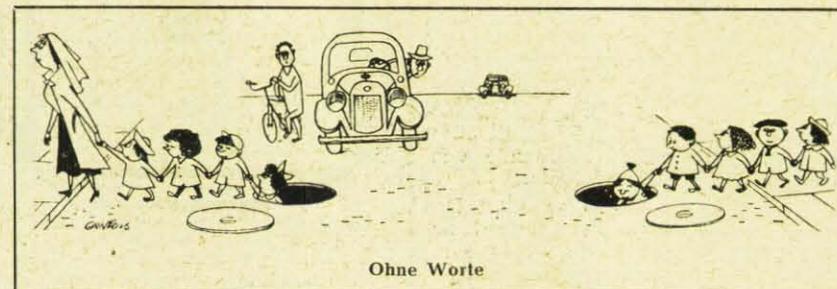
Da streifte der Stumme die Hosenträger herunter, zog das Hemd über

Er sagte sich, daß auch er einmal auf der Flucht war und daß es ihm nicht erlaubt gewesen, den Gebrochenen, den Geschlagenen und Stummen zu spielen. Auch er hatte, wenn auch auf eine verworrene Art, zwischen Tod und Leben geschwebt und war dabei mutterseelenallein gewesen. Und war es jetzt so einfach für ihn, sich hier an der Grenze in ein Abenteuer einzulassen? Der Mann war noch nicht alt. Er war vielleicht vierzig, vielleicht ein paar Jahr älter. Er hatte tief eingekerbte, verzerrte Züge. Die Haare waren schon reichlich grau. Die Haut hing in Falten von seinem dünnen Hals, und der Adamsapfel stand wie die Nase spitz hervor.

Arnold schwieg. Er wollte, daß der andere etwas sage. So vergingen zehn Minuten. Dann hörten sie Helens Stimme. Sie lachte laut und sprach mit Frau Rosalie.

„Ist das die Dame?“ fragte Wetzels und zeigte seine gelben Zähne.

„Ja, das ist Fräulein Poßard. Sie wird uns jetzt in ihr Zimmer holen, wenn ich mich nicht täusche.“



„Das Fräulein ist sehr schön“, sagte Wetzels, „ich habe selten ein so schönes Fräulein gesehen!“ Arnold lächelte. Er sah den Soldaten an und bemerkte wieder große, gutmütige Augen wie am letzten Abend. Er dachte: Er hat Helen gehört, jetzt spricht er. Was Helen alles vermag.

„Ich werde ihr sehr danken müssen — dem Fräulein“, sagte Wetzels, „und Ihnen... Ihnen beiden! Gestern, als Sie mich zum Fenster hoben, das war schon eine große Sache. Und das Fräulein war dabei. Sie ist so zart...“

„Die deutschen Mädchen und Frauen sind auch mutig bei den Bombenangriffen, denk' ich“, warf Arnold ein.

Küche war leer. Da gingen sie ins Freie, schlenderten um das Haus und stiegen, als sie dort niemanden fanden, den Grat hinunter und setzten sich an seinem Rand in der Sonne nieder. Sie sahen von dort aus die Westwand ein, und Arnold erklärte Helen leise den Abstiegsweg, den er für Wetzels geeignet hielt.

„Er springt aus dem Fenster, dann vorsichtig die Kante hinunter, leise über das Geröllband und drüben in der Schlucht senkrecht abwärts. So muß es gehen.“

Helen zwinkerte mit den Augen. Sie hatte fröhliche Bewegungen und lachte Arnold an. (Fortsetzung folgt)

Komisch, nicht?

DIE ZIGARRE

Max Reger hielt sich einmal in Basel auf, wo er in einem Konzert mitwirken sollte. Während der Proben war es aufgefallen, daß Reger selbst während seines Klavierspiels seine geliebte Zigarre nicht aus dem Munde nahm. Schließlich faßte man sich ein Herz und machte den berühmten Gast darauf aufmerksam, daß nach der Hausordnung das Rauchen streng verboten sei.

Reger war zuerst perplex, endlich machte er seinem Ärger mit folgenden Worten Luft: „Ich hätte mir ja denken können, daß man in Basel ohne Feuer musiziert!“

SCHOTTISCHES

MacLear stellte eine Schnapsflasche auf den Tisch.

„Ganz billig gekauft, Jim, ohne Zoll und so. Soll uns schmecken!“

Jim sah sich das Zeug an, roch daran, stellte fest, daß ziemlich viel Methylalkohol darin war. „Laß die Finger davon, das ist Gift, du kannst blind werden, wenn du es trinkst!“

Wenige Tage darauf trafen sich die beiden auf der Straße.

„Nun, hast du den Schnaps weggeschüttet?“ fragte Jim.

„So dumm bin ich ja nun nicht“, erwiderte MacLear, „ich habe einfach die Flasche meiner Tante Milly verkauft. Die ist schon blind!“

DER UNTERSCHIED

Curd Jürgens hörte mit Andacht die Liebesabenteuer eines seiner Freunde an.

„Was sagst du dazu?“ fragte der Erzähler, als er endlich geendet hatte.

Jürgens sah ihn an und meinte: „Es mag phantastisch gewesen sein, mein Bester. — Aber weißt du — beschriebene Liebe — das ist nur dasselbe wie ein beschriebenes Mittagessen!“

DAS VEILCHEN

Eine wenig begabte, aber sehr schöne Schauspielerin heiratete einen reichen Mann und sonnte sich nun in der Rolle der Mäzenatin. Sie wurde von ihren ehemaligen Kollegen tüchtig angepöppelt. Deshalb sagte eines Tages ein Spötter:

„Am Theater war sie das Veilchen, das im Verborgenen blüht, jetzt ist sie eine Frau, die im Verblühen borgt!“

FALSCHES ADRESSE

Ein Gangster schrieb einen Brief an einen Millionär und drohte ihm seine Frau zu entführen, falls nicht ein großer Betrag hinterlegt würde.

Der Brief kam an einen Kunstmaler, der den gleichen Namen hatte wie der Millionär.

Dieser antwortete prompt:
„Ich habe kein Geld, im übrigen aber großes Interesse für Ihr Angebot.“

OHNE ANTWORT

Gunter Philipp, der vor seiner erfolgreichen Filmkarriere ebenso erfolgreich als Arzt tätig war, empfahl einmal einem Patienten: „Durch ständiges Atmen werden die Bazillen zum Absterben gebracht!“

Der Patient, ein alter Bauer, fragte bestürzt: „Aber Herr Doktor, wie bringe ich die Bazillen zum tiefen Atmen?“

Phillip soll darauf ohne Antwort das Sprechzimmer verlassen haben.

TEMPI PASSATI!

Adele Sandrock fragte ihre Kollegin Ilka Grüning mit der ihr eigenen sornoren Stimme: „Sagen Sie, Liebste, wie schminkt man sich eigentlich alt?“

Die Grüning antwortete mit sanfter Stimme: „Liebste, nur den Puder leicht abwischen!“

SPIONE der künstlichen Sonne

Fortsetzung von Seite 7

Draußen vor der Tür von Parkers Saloon drückt sich Raymond mit Dr. Fuchs in die nächste Haustür. Er will wissen, ob man ihnen folgt, doch niemand kommt in der nächsten Minute aus der Tür des Restaurants. Die Gefahr, die Raymond witterte, ist vorüber oder sie hat nie bestanden.

„Also rasch,“ drängt Raymond. „Was können Sie mir geben?“ Er hat sich in der Gewalt, der Mann vor Dr. Fuchs. Er muß es, denn was er eben drinnen bei Parker gehört hat, daß dieser Doktor mit der dicken Brille bei der Kernspaltung mitarbeitet, hat ihn schlechthin umgeworfen. Niemand hat ihm gesagt, was dieser Dr. Fuchs anzubieten hat. Es ist ein Auftrag gewesen, wie schon so viele andere. Aber Raymond spürt, daß er im Begriff ist, sein Meisterstück zu liefern. Man hat ihn, den kleinen unbedeutenden Zubringer, in eine Sache eingeschaltet, die mehr wert ist, als sämtliche Dienste, die er bisher seinen unbekanntem Auftraggebern lieferte.

Raymond muß sich beherrschen, um nicht triumphierend seinem Partner Dr. Fuchs auf die Schultern zu klopfen. Vielleicht ist es doch heute so, daß irgendwo in der Millionenstadt New York, vielleicht am Broadway, vielleicht in der Madison Avenue, wich-

seinen Vers fast sklavisch vor einem unbekanntem Agenten auf, als habe er Schularbeiten gemacht und ein gestrenger Lehrer hörte sie ihm ab.

„In Ordnung! Also bis dahin!“

Raymond gibt dem Dr. Fuchs nicht die Hand, er lüftet nicht einmal seinen am Rand gekräuselten, schmutzigen Hut. Er dreht sich um und geht davon.

Geschehen ist eigentlich nicht viel. Der Mann, der sich Raymond nennt, steigt in die Subway, rast unter der City von Manhattan hindurch, zeigt am Bahnsteigschalter seine Rückfahrkarte nach Philadelphia und setzt sich behaglich in das weiche grüne Polster seines Abteils.

Doch als der Schnellzug in die Nacht hineinbraust, als die einschläfernde Melodie der Schienenstöße zum Rhythmus wird, kreisen die Gedanken dieses Mannes noch immer um das, was in und vor Parkers Saloon geschehen ist.

Dieser Dr. Fuchs ist ein As im großen Spiel, das nun beginnt! Und er, der kleine Heinrich Golodnitsky — genannt Raymond — spielt diesmal kein unwichtiges Instrument. Er sitzt an der ersten Geige, ist vielleicht gar der Dirigent, dessen Taktstock alle ansehen.

Was heißt schon Heinrich Golodnitsky! Gewiß, der ist man vor mehr als zwanzig Jahren gewesen. Damals, als der Papa drei Wochen vor dem ersten Weltkrieg mit seiner Familie auf Ellis Island landete. Ihn, den eben dreijährigen Heinrich Golodnitsky hat er an der Hand, der Kunstschler aus Warschau.

„Hier wirste was werden, Junge“, hat der gute Alte gesagt, und dem kleinen Heinrich einen aufgeregten Kuß auf die Wange gedrückt.

Und was ist er der kleine Heinrich geworden? Zunächst hat er als Student der Pennsylvania-University seinen Namen geändert. Heinrich ist nichts. Und Golodnitsky ist noch weniger. Man muß schließlich einen Namen haben, den man aussprechen kann. Also wird man Harry Gold, das klingt gut, das behält man.

Aber vom frischgebackenen Harry Gold bis zu Parkers Saloon ist ein sehr weiter Weg. Und ohne Mister Charles Smith in Jersey City wäre der fleißige Student der Chemie auch nicht dorthin gelangt.

Mister Smith, der allerdings in Wirklichkeit anders heißt, hat den intelligenten Harry Gold einmal durch Zufall kennengelernt. Die Sache ist damals so gewesen, daß Harry Gold aus seiner ersten Stellung hinausfliegt. Er hat seine Examen gemacht, ist in ein Labor gekommen. Aber man hat für ihn nichts Rechtes gehabt, also ist die Kündigung gekommen. Ein paar Freunde haben ihm nun den Mister Charles Smith empfohlen: „Der kann dich leicht unterbringen“, hat man gemeint. „Er hat gute Beziehungen nach Jersey City!“ —

Durch diesen Charles Smith ist alles gekommen, denkt der Reisende von New York nach Philadelphia.

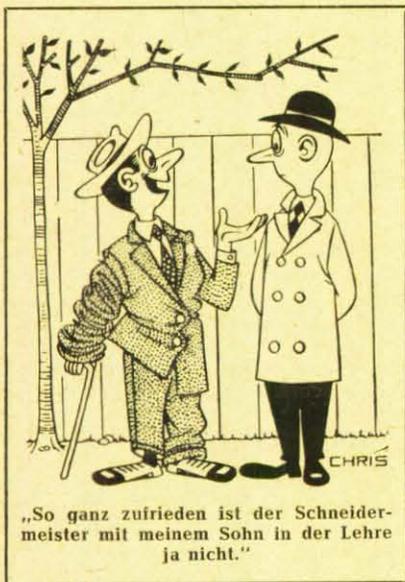
„Wir sahen uns“, so schildert Dr. Klaus Fuchs seine Beziehungen zu Raymond, „durchweg alle 14 Tage in New York. Immer an verschiedenen Plätzen. Nie durfte ich das gleiche Zeug tragen. Stets andere Hüte! Meine Informationen über die Fortschritte der Kernspaltung hatte ich auf kleine Zettel geschrieben. Numerierte Notizbüchzettel, die man notfalls einzeln wegwerfen oder zusammenknüllen konnte.“

„Wußten Sie, an wen diese Zettel weitergeleitet wurden“, fragte der vernehmende Beamte nach der Verhaftung von Dr. Fuchs.

„Ich glaube, daß einmal von einem gewissen John gesprochen wurde!“

„Können Sie Ihren Mittelsmann Raymond nicht doch näher beschreiben? Denken Sie einmal nach!“

Fortsetzung folgt



„So ganz zufrieden ist der Schneidermeister mit meinem Sohn in der Lehre ja nicht.“

tige Männer sitzen, auf ihn und seine erste Nachricht warten. Vielleicht sitzen gar in Moskau Leute, die in dieser Stunde darum zittern, daß er — der kleine Heinrich Golodnitsky seine Sache gut macht. Plötzlich ist er nicht mehr der unwichtige Sohn eines unwichtigen Kunstschlers, nicht mehr ein namenloser Angestellter. Um ihn dreht es sich zum erstenmal. Er ist wichtig, vielleicht gar entscheidend.

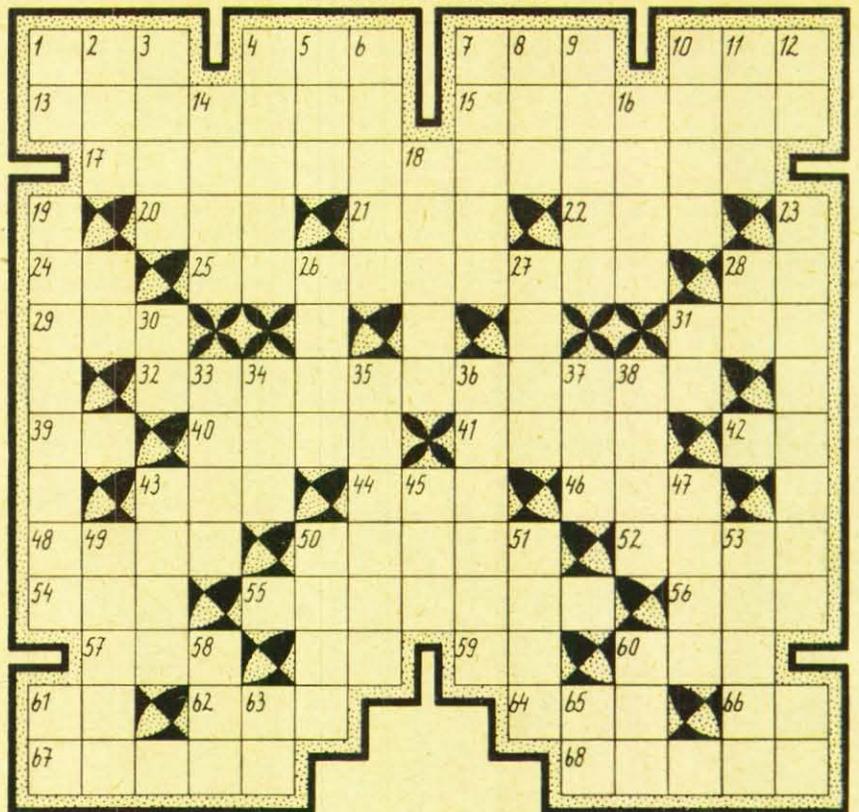
„Also rasch, was können Sie uns geben?“ wiederholt Raymond seine heisere Frage.

„Ich kann Ihnen mündlich die Details mitteilen, die bei den Versuchen der Kernspaltung festgestellt werden!“ „Geht nicht,“ schaltet Raymond rasch. „Ich weiß zwar, um was es geht, aber ich bin kein hundertprozentiger Fachmann. Die ganzen Ergebnisse müssen schriftlich übergeben werden, sonst entstehen unangenehme Irrtümer. Vereinbaren wir einen neuen Treffpunkt, nachdem wir uns kennen! Ich schlage vor: Heute in einer Woche, also am kommenden Donnerstag nachmittags um 17 Uhr unmittelbar am Fuß von Cleopatras Needle im Central Park. Merken Sie sich den Platz! Es ist dicht bei der 82nd Street! Bitte, wiederholen Sie unsere Vereinbarung!“

Raymond hat sich ganz in der Gewalt, er macht es so, wie man es einst mit ihm machte. Kurze bündige Auskünfte, keine Zeitverschwendung, keine private Überflüssigkeiten...

„In einer Woche bei Cleopatras Needle dicht bei der 82nd Street“, wiederholt Dr. Klaus Fuchs fast mechanisch. Er, der befähigte Physiker, sagt

KREUZWORTRATSEL

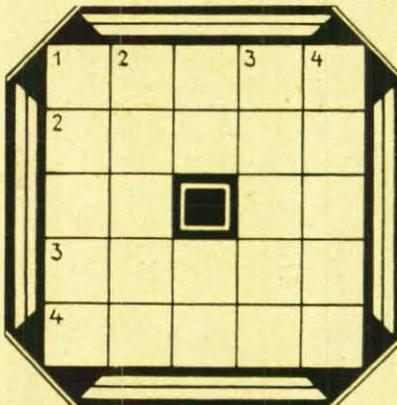


Waagrecht: 1. Haushaltsgerät, 4. Raubfisch, 7. witziger Einfall im Film, 10. nordische Gottheit, 13. Sternbild, auch Held der griech. Sage, 15. Inselgruppe südwestlich von Alaska, 17. siehe Anmerkung, 20. in römischen Ziffern „1051“, 21. unverfälscht, 22. englisch-amerikanischer Männernamen, 24. Verhältniswort, 25. siehe Anmerkung, 28. Flächenmaß, 29. Stadt in Norditalien, 31. siehe Anmerkung, 32. siehe Anmerkung, 39. Augenblick, 40. landwirtschaftlicher Begriff, 41. südamerikanische Münze, 42. französischer Artikel, 43. siehe Anmerkung, 44. orientalischer Titel, 46. Papagei, 48. großer Raum, 50. siehe Anmerkung, 52. frei (englisch), 54. Bergzug in Braunschweig, 55. Infektionskrankheit, 56. siehe Anmerkung, 57. rumänische Währungseinheit, 59. chemisches Zeichen für Nickel, 60. Musikhaltton, 62. Gewässer, 64. englischer Fluß, 66. persönliches Fürwort, 67. zugerichtetes Holzstück, 68. verfallenes Gebäude. — **Senkrecht:** 1. Maschinenpistole (Abkz.), 2. einsam, 3. Musikintervall, 4. oftmalige Weltmeisterin und Olympiasiegerin im Eiskunstlauf aus Norwegen, 5. Ausdruck im Fußballsport, 6. alter Name für den Unterlauf der Donau, 7. Ehemann, 8. englisches Bier, 9. süddeutsche Bezeichnung für Stechmücke, 10. Lebenshauch, 11. japanische Münze, 12. franz. Vorsilbe, 14. Stadt in Bayern, 16. Reiter-soldat, 18. Arbeitszeit in Industrie und Bergbau, 19. Krankheitserkennung, 23. Naturkatastrophe, 26. Blasinstrument, 27. Laubbaum, 28. Verhältniswort, 30. Spielkarte, 31. Fopperel, 33. südländisches Haustier, 34. Affenart, 35. Dorn, 36. Grabgerät, 37. amerikanischer Staatenbund, 38. Brennstoff, 43. Brettspiel, 45. landw. Besitz, 47. Zirkelkiefer, 49. Nebenfluß der Weser, 50. Salzlösung, 51. Stadt in Mähren, 53. roter Farbstoff, 58. siehe Anmerkung, 60. Antilopenart, 61. Strom in Sibirien, 63. und (lateinisch), 65. persönliches Fürwort. (ch = 1 Buchstabe.) **Anmerkung:** Werden die Lösungen 43 waagr., 32 waagr., 58 senkr., 50 waagr., 56 waagr., 25 waagr., 31 waagr. 17 waagr. aneinandergereiht, entsteht ein Luftschutz-Merkatz.

VIELSEITIG

Verbunden ist das Wort mit Geld, Mit Herr und Meister, Werk und Zelt, Mit Polizei, mit Land und Grund, Mit Weise, Holz, mit Stein und Rund, Mit Straßen, Brücken, Tief und Hoch, Mit Haus und Raub und Acker noch.

MAGISCHER RAHMEN (Botanik)



Die Buchstaben: a — a — e — e — e — e — e — e — f — f — k — l — l — l — l — l — n — n — n — n — p — r — t sind waagrecht und senkrecht gleichlautend so in die Figur einzusetzen, daß bei richtiger Lösung botanische Begriffe folgender Bedeutung entstehen:

- Nadelbaum, 2. Kernfrucht, 3. Blume, 4. Laubbaum.

SILBENRATSEL

Aus den Silben: a — a — al — burg — cho — di — di — dor — e — gat — geb — gro — il — in — kan — kor — le — le — leit — ly — mi — mos — ne — ner — net — ra — re — ri — ri — ro — sa — sen — si — sur — tal — te — tee — um — um — sind 13 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch ergeben (ch = ein Buchstabe).

- Tagebuch, 2. das Paradies der griechischen Sage, 3. Apfelsorte, 4. Hausflur, 5. expressionistischer österreichischer Schriftsteller, 6. lebhaftes Tonstück, 7. Flüssigkeitsbehälter, 8. Sporadeninsel, 9. Darmkrankheit, 10. Menschenrasse, 11. Ersatzstoff, 12. Unechtes, 13. Luftkurort im Harz.

Rätsellösungen aus Nr. 20

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Hamster, 5. Opa, 8. Abdera, 10. Re, 11. Arena, 13. Pleite, 14. Lid, 15. Josef, 17. Duo, 21. Elm, 23. Höhe, 24. San, 26. Scipio, 28. Atlas, 29. Neife, 30. Ort, 31. Turnier. — Senkrecht: 1. Harpune, 2. Abel, 3. senior, 4. Tratsch, 6. Pandur, 7. Ala, 9. Erl, 12. Eid, 16. Faecher, 18. Oktober, 19. Elster, 20. Chinin, 22. Mal, 25. Nab, 27. Ise, 28. Abo, 29. Nu.

Magisches Quadrat (Zoologie): 1. Mull, 2. Unau, 3. Lamm, 4. Lumb.

Silbenrätsel: 1. Dezerent, 2. Euterpe, 3. Reuterbüro, 4. Lichtenstein, 5. Ursern, 6. Futteral, 7. Testament, 8. Substanz, 9. Cholera, 10. Ukelei, 11. Toscana, 12. Ziemer, 13. Interview, 14. Sesam, 15. Theater, 16. Debatte, 17. Ekrasit. — Der Luftschutz ist der beste Selbstschutz.

ZB Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 21361. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3, Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinlieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf., Quartalsabonnement 2 40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Beteiligung: Freistaat Bayern 40 Prozent, Otto Georg Königer, Verleger in München, 30 Prozent.



GERADE RICHTIG für den Kasperle: eine Kartoffel, die bereits gekeimt hat. Daß die Keime durcheinander geraten sind und zu Berge stehen, gibt seinem Haarschopf erst stillechtestes Gepräge.



EINE KLEINE RÜBE mit zwei Wurzelenden ist für den Teufel wie geschafenen. Die kräftigen Hörner, die gut gemalten, listigen Augen und fletschenden Zähne sind schon erschreckend.

Vorhang auf für Kasperle

Puppen aus Obst und Gemüse



AUS EINEM APFEL entsteht Gretel, die Hübsche. Garn- und Hanffäden werden in der Mitte gesteppt, links und rechts zu Zöpfen geflochten und aufgeklebt. Nun fehlen noch Augen und Mund.

Kinder, seid ihr alle da? Ja? Das ist gut. Seht her, euer Kasperle ist wieder da! Was sagt ihr? Ich hab' mich verändert? Ihr merkt auch alles. Also hört! Ich bin Kasperle und bin's auch wieder nicht. Wenn ich mich vorstellen darf: Kartoffelkasperle ist mein werter Name. In der Landwirtschaft bin ich zu Haus. Auch mein Gefolge, das ihr hier seht, stammt von dort her. Wir haben uns aus der Holz- und Modellierbranche gelöst. Warum? Natürlich nur euch zuliebe. Damit wir euch billiger und zugleich teurer werden. Versteht ihr das? Wenn ja, merkt euch dieses Rezept: Man nehme Kartoffeln, Rüben, Äpfel, Zwiebeln oder Rettiche, höhle sie so aus, daß sie bequem auf dem Zeigefinger gehalten werden können, male sie schön an, sorge für Kleider, Halstücher, und fertig sind wir schon.



TAUSENDSCÖN, die Prinzessin, stellt sich vor. Ihr Zwiebelkopf glänzt in gesunden Farben. Die schräg ausgezogenen, schwarzen Augen verraten mondäne Lebenseinstellung und Erfahrung. Ein tiefschwarzes Käppchen ziert das Haupt der Schönen, um deren Gunst sich die Männer wütend streiten werden.



HU, EIN GESPENST! Es darf natürlich nicht fehlen. Aus einer kalkweißen Rettichwurzel. Aus es geboren. Mit Deckfarben malen wir das Gesicht. Dazu kommen kohlschwarze Augen, dicke Augenbrauen und ein hämisch nach unten gezogener Mund. Das Halstuch aus Wollstoff muß ebenfalls schwarz sein.



Das ist wirklich die Masche: Ein breiter Rollkragen und dreiviertellange Ärmel, beide Teile aus grober Wolle auf starken Nadeln gestrickt, werden in eine mächtig lange Bluse eingenäht, deren Rücken einen Reißverschluß aufweist. Der dazu gehörige Rock ist leicht zu arbeiten. Er hat hinten eine Gehfalte und wird seitlich geschlossen. Das Kleid ist zweiteilig und kann ohne, aber auch genauso gut mit einem extravaganteren, modischen Gürtel getragen werden. — Simplicity-Modesschnitt (Gr. 36—42, 2,25 DM), Nr. 2173.



Mit heller Litze ist der stark gekräuselte Rock dieses hübschen Mädchenkleides einge-faßt, ebenso Plastron und Kragen. — Simplicity-Modesschnitt (Gr. 7—14 J., 2.— DM) Nr. 2203.



Sehr beliebt bei kleinen Mädchen ist dieses zweireihige Cape mit angeknöpfter Kapuze. — Simplicity-Modesschnitt (Gr. 1—6 J., 2.— DM) Nr. 2208.

So bestellen Sie Ihren Simplicity-Modesschnitt:

Bitte überweisen Sie auf einer Zahlkarte an die Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Postscheckkonto München 6818, das Geld für den gewünschten Schnitt. Vermerken Sie auf dem Zahlkartenabschnitt das Stichwort „Simplicity“, die Nummer des Schnittes, Ihre Größe und Ihre Oberweite. Schreiben Sie bitte Ihre genaue Adresse möglichst in Druckbuchstaben. Der gewünschte Schnitt wird Ihnen ohne weitere Unkosten zugesandt. — Die Schnitte können nur per Zahlkarte bestellt werden. Nachnahmelieferungen sind nicht möglich.

Zweckmäßig und elegant

Die neue Mode: so vielseitig wie noch nie!



In Olivgrün, der Modefarbe des Winters, ein Mantelkleid aus verschiedenen Stoffen. Das Oberteil ist aus Samt, der stark gekrauste Rock aus weichem, modischen Cord. Die Pelzkappe paßt recht gut dazu.



Für berufstätige Damen ist dieses sportliche Tageskleid aus hell- und dunkelblau-gestreiftem Wollstoff ein idealer Anzug. Sehr modisch wirken die dreiviertellangen Ärmel durch die großzügig geschnittenen Aufschläge. Die geschmackvolle Streifenverarbeitung verleiht einmaligen Schick. Der breite Gürtel aus feinem Leder fällt durch seinen besonders aparten Knopferschluß auf.



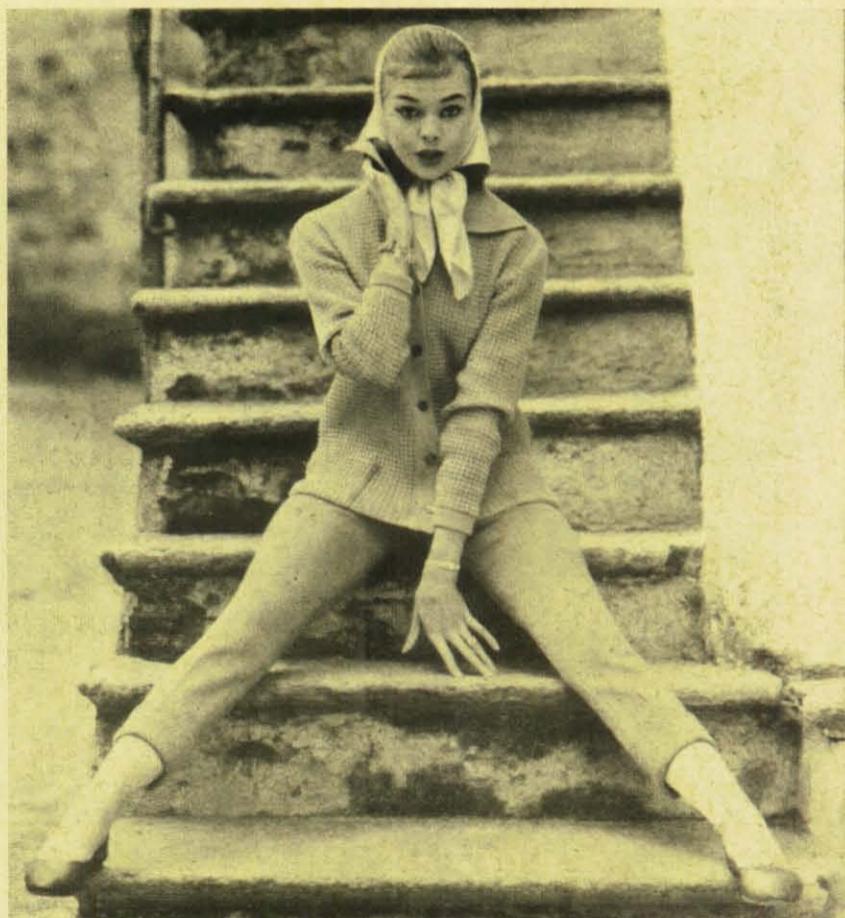
Premiere mit großem Erfolg: Ein sonnenrotes Abendkleid mit goldener Spitzenstickerei. Die vornehme Schlichtheit des Schnittes lebt ganz vom Zauber des kostbaren Stoffmaterials. Ein raffiniert geschnittenes Cape aus rotem Satin, das schleppgleich den Fußboden streift, und dazugehörige lange Handschuhe verbreiten festliche Atmosphäre und sind von bestechender Eleganz.



Clou der Saison: Ein rot-schwarz bedrucktes Samtkleid, dessen großzügige Weite am Rocksäum zusammengefaßt wird. Sehr interessant: der dezente Rückenausschnitt. Der Samtgürtel sitzt in Taillenhöhe.



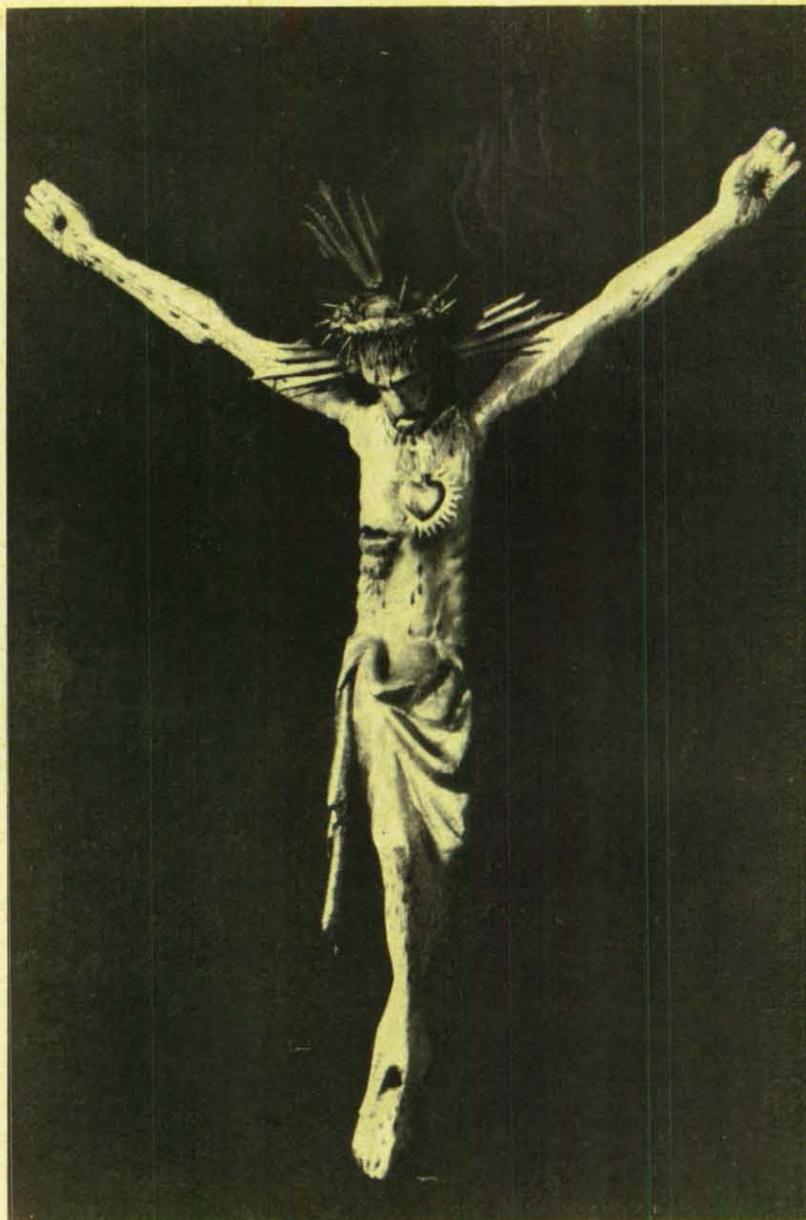
Recht weit gehalten ist dieser graublau Wollmantel. Er entspricht damit der modischen Linie der Jahreszeit, die dem Hänger noch immer Favoritstellung einräumt. Der im Rücken sehr legere Mantel erhält durch Seitenschlitze und einen sehr aparten Kragen eine jugendliche Note.



Grätsche auf den Treppenstufen! Die eng geschnittene Hose aus feinstem Jersey läßt diese turnerische Übung ohne weiteres zu. Die saloppe Jacke aus reinwollenem Kammgarn, in Handstrickart ausgeführt, verleiht behagliche Wärme und gefällt durch ihren vorbildlichen Sitz. Beide Kleidungsstücke zusammen ergeben einen bequemen, schicken Haus- und Sportanzug, der im Hause Kübler erdacht wurde, jungen Mädchen besonders gut ansteht und für längere Autoreisen und den Urlaub einfach ideal ist.



So zerfressen hatten Holzwürmer den gotischen Kruzifixus der Stadtpfarrkirche zu Villingen (Schwarzwald) in seinem Inneren, daß er völlig auseinanderbrach. Auf den ersten Blick schien der Trümmerhaufen keinen Pfennig mehr wert zu sein. Doch der Freiburger Restaurator Paul Hübner wurde zum rettenden Engel. Die äußere, von den Holzwürmern verschmälzte Farbschicht wurde eben erhalten können. Zunächst verpackte Hübner die einzelnen Teile in feuchte Stärkeverbände, die eine innige und blasenfreie Verbindung mit der Oberfläche eingingen. Nachdem die Verbände hart geworden waren, wurde aus den einzelnen Teilen das zerfressene Holz mit Hilfe einer Lösung herausgenommen und an Stelle des Lindenholzes eine plastische Masse eingefüllt, der Holzwürmer und Feuchtigkeit nichts anhaben können. Als die Füllungen fest und die Stärkeverbände entfernt waren, wurden die einzelnen Teile des Kruzifixus zusammengefügt, verleimt und die Bruchkanten ausgebessert (siehe rechts). So ist das Bildwerk, nach dem der Zahn der Zeit Jahrhunderte lang an ihm genagt hatte, gleich einem Phönix aus der Asche, wieder auferstanden. Wenn von dem ursprünglichen Material auch nicht mehr als die nur zwei Millimeter dünne Farbschicht übrigblieb, ist doch das Wesentliche des Bildwerkes durch eine schwierige Operation gerettet worden.



Neuer Glanz für alte Kunst



Die Patina hat ihre Grenzen. Genau genommen entsteht dieser Edelrost in vielen Fällen den originalen Zustand. Aber dennoch ist es Mode, den hellgrünen Belag zu schätzen. Er hat einen schönen Farbton und durch ihn wird das Altertümliche offensichtlich. Gleich jedoch ein Bronzewerk, wie auf unserem Bild die asiatische Göttin, einer Kraterlandschaft, dann wird selbst ein fanatischer Liebhaber der Patina zugeben, daß die Figur völlig verunstaltet ist. Der Freiburger Restaurator Hübner hat ein Verfahren entwickelt, mit dem es in solchen Fällen gelingt, den alten Zustand wieder herzustellen, ohne dabei die originale Oberfläche anzugreifen. Bei der asiatischen Göttin bewiesen aufgedeckte Reste einer Feuervergoldung, daß der Schöpfer der Figur eine Patinabildung ursprünglich vermeiden wollte.

Meisterwerke dem Verfall entrissen

Kein altes Kunstwerk ist uns so erhalten, wie sein Meister es aus den Händen gab. Die Bronze hat Patina angesetzt, in das Schnitzwerk sind Holzwürmer eingedrungen, das Ölgemälde ist in einen warmen, braunen Ton gehüllt und das Kupferstichblatt vergilbt. All diese Erscheinungen sind uns lieb, geben sie doch den Werken ein echtes, altes und ehrwürdiges Ansehen. Doch wenn der Zahn der Zeit weiter nagt, Ölbilder bis zur Unkenntlichkeit dunkeln, die Farbe abblättert, dann haben sich auch in früheren Jahrhunderten Restauratoren an die Arbeit gemacht und manchmal ein Bild so gründlich übermalt, daß vom Original so gut wie nichts mehr zu sehen blieb. Moderne Restauratoren sind kritischer. Das, was die Übermalungen ihrer Vorgänger konserviert haben, legen sie frei. Mit hochentwickelten Methoden versuchen sie den alten Zustand wiederherzustellen, ihn zu sichern, doch dabei von sich aus an Stelle des Fehlenden so wenig wie möglich hinzuzuerfinden. Grub man im 17. Jahrhundert den Rumpf einer antiken Statue aus, wurde Beine, Arme und Kopf ergänzt. Heute beschränkt man sich auf den Anblick des echten, alten Bestandes und stellt nur noch den Rumpf als Torso auf.

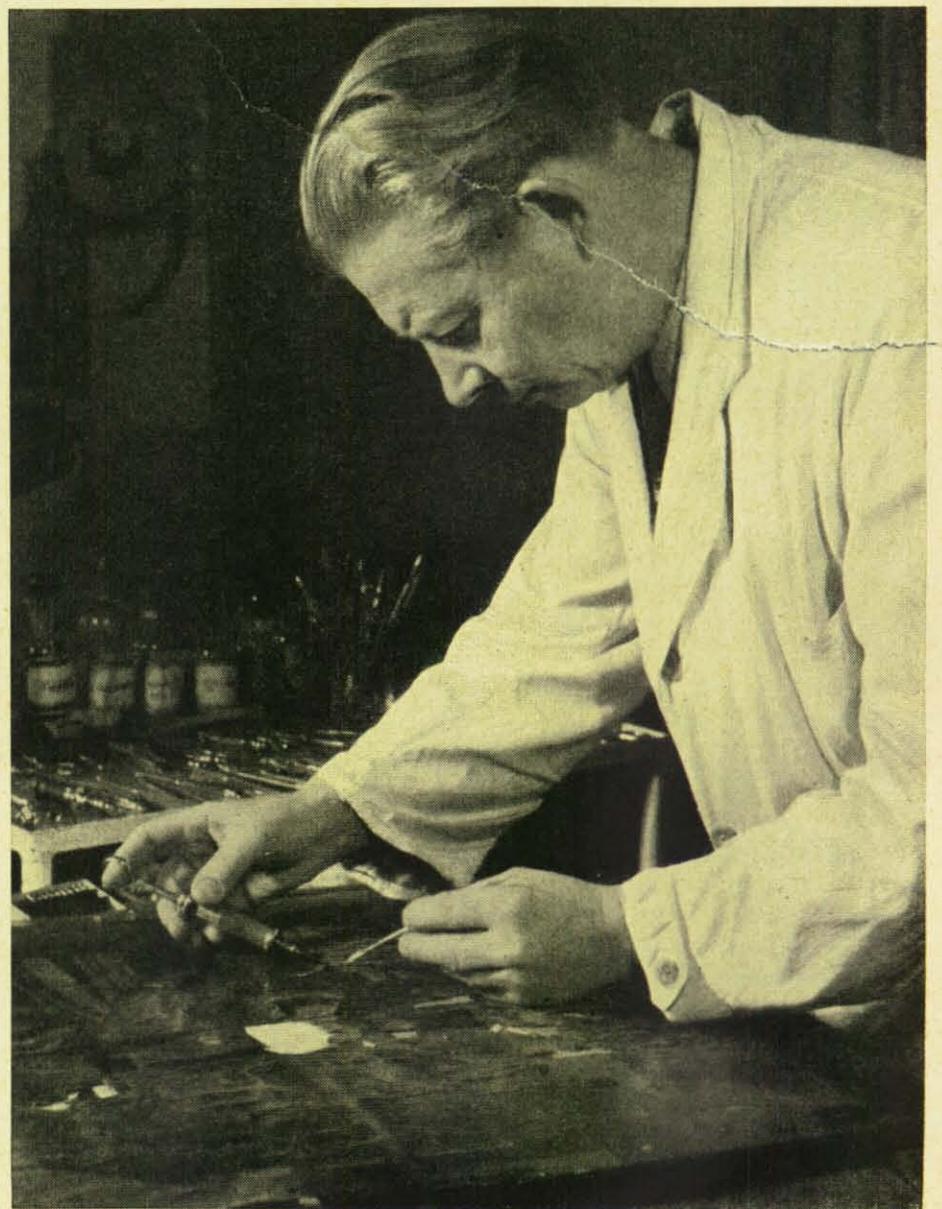


Feuchtigkeit hat auf dieses Damenbildnis lange eingewirkt. Allmählich entstanden Risse, dann löste sich die Farbe an verschiedenen Stellen blasenartig vom Untergrund und schließlich blättern ganze Stücke ab. Doch noch mehr: Selbst der Leinwand-Untergrund wurde so morsch, daß er nicht mehr zu retten war. In mühsamer Mosaikarbeit hat der Restaurator Stückchen für Stückchen auf einen neuen Malgrund übertragen, dann sorgsam die fehlenden Stellen ergänzt. Dabei ist es äußerst wichtig, nicht nur den Ton, sondern auch die chemische Zusammensetzung der Farben genau zu treffen. Denn die andauernde Lichteinwirkung verändert Farben mit der Zeit sehr stark, je nach ihrer Zusammensetzung.



Wie ein Chirurg, mit sicherer Hand festigt der Freiburger Restaurator Paul H. Hübner die sich vom Malgrund lösenden Farbblättchen. Hübner ist durch die Wiederherstellung zahlreicher bedeutender Kunstwerke weit bekannt geworden. Der Hochaltar im Freiburger Münster im Freiburger Münster von Baldung Grien, der Savigny-Altar im Dom zu Trier und der Niederrotweiler-Altar des Meisters H. L. seien erwähnt. Auch Graphik, kunstgewerbliche Gegenstände und frühgeschichtliche Fundstücke werden Hübner anvertraut. Mit großem Einfallsreichtum hat er immer neue Methoden erfunden, um zerfallende Kunstwerke zu retten. Die Freiburger Universität hat den erfahrenen Restaurator beauftragt, sein Wissen auch jungen Studenten zu übermitteln.

Alte Holzfiguren sind im Laufe der Jahrhunderte jeweils im Geschmack der Zeit oft übermalt worden. Eine dicke Farbkruete verbirgt den ursprünglichen Zustand. Die Feinheiten der Schnitzerei sind verkleistert. An Stelle eines lichten Blau ist ein aufdringliches Rot getreten. Die einzelnen Farbschichten werden mit verschiedenen Salben nacheinander aufgeweicht und abgelöst, bis das Kunstwerk schließlich in alter Schönheit vor uns steht.



Ariane und ihre Vergangenheit



Paris, die Stadt der Liebe, hat viel Arbeit für Herrn Chavasse (Maurice Chevalier), der als Detektiv Spezialist für eheliche Seitensprünge ist, ein Gebiet, das seiner jungen, entzückenden Tochter Ariane (Audrey Hepburn) viel Abwechslung und Vergnügen bereitet, da sie heimlich die Akten ihres Vaters studiert. Im Augenblick hat Chavasse im Auftrag des Herrn X. die des Ehebruchs verdächtige Frau X. zu überwachen, die er auch bald bei einem innigen Abschied von dem Millionär Frank Flannagan (Gary Cooper) erwischt und dabei fotografiert. Herr X. aber beschließt, den Herzensbrecher Flannagan zu erschießen, und steckt sich einen Revolver in die Tasche. Von ihrem Zimmer aus hat Ariane den Entschluß des zürnenden Ehemannes angehört. Aus Angst, Flannagan könnte erschossen werden, macht sich Ariane auf den Weg, dringt auf

Umwegen geschickt in das Zimmer des Millionärs und stört dort das Rendezvous, indem sie Flannagan vor dem auf dem Korridor wartenden Herrn X. warnt. Frau X. flieht, und als Herr X. wutschnaubend ins Zimmer eindringt, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich für seine Indiskretion zu entschuldigen — denn er findet in den Armen Flannagans nicht seine Frau, sondern Ariane... Ariane erzählt ihm von ihrem eigenen, angeblich sehr amourösen Vorleben, um sein Interesse zu wecken. Flannagan fühlt sich auf einmal von diesem offenerzigen jungen Ding merkwürdig angerührt. Er wird daher schrecklich eifersüchtig auf die angeblichen früheren Liebhaber Arianes und beauftragt den Detektiv Chavasse, Auskünfte über dieses mysteriöse Mädchen einzuholen, die ihm ihren Namen immer noch hartnäckig verschweigt. — Fotos: (4) UNITED ARTISTS



MICHAEL TODDs Film ist die getreue Wiedergabe des seit Jahrzehnten unverändert populären Romans von Jules Verne, der von dem kühnen Versuch berichtet, im Jahre 1872 den Erdball in Rekordzeit zu umfahren. Unser Bild zeigt den kühnen Abenteurer Phileas Fogg (David Niven) und seinen treuen Kammerdiener Passepartout (Cantinflas).



EIN DROSCHKENKUTSCHER (Fernandel) und eine bildhübsche Touristin (Martine Carol) begegnen den beiden Weltentbummlern Fogg und Passepartout in Paris. In Filmkreisen ist es noch unbekannt, wie Michael Todd es fertigbrachte, insgesamt 44 Weltstars für lächerlich geringe Gagen und für die kleinsten Nebenrollen seines Films zu gewinnen.



MIT VON DER PARTIE sind auch Marlene Dietrich als Besitzerin einer Kneipe und Frank Sinatra als Klavierspieler. Ferner sehen wir in diesem erstaunlichen Film: John Gielgud, Englands größten Shakespeare-Darsteller, den Stierkämpfer Dominguin, Trevor Howard, Charles Boyer, Peter Lorre, Red Skelton und Glynis Jones, um nur einige Namen zu nennen.

**In 80 Tagen
um die Welt**